Aus der

Büchersammlung des Capitäns

Th. Dempster Gordon.

Geschenk des k. Forstrathes G. Dürig
an die k. Bibliothek.

L. g.
461 c
3

Das

Testament.

Von

A. Lafontaine.

Dritter Theil.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot. 1810.

3

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Das Testament.

Dritter Theil.

Eine Entdeckung.

Robert sprengte vom Hofe. Die Großmutter schüttelte mit einer weisen Miene den Kopf und sagte seufzend — „Ich sage nichts!“

Der Großvater rief noch ein Paar male — „Was Braut! Der Junge ist auf einem Ehrenwege und von dem muß ihn nichts zurücklocken und nähme die Versuchung noch eine reitzendere Gestalt an, als die einer Braut!“

Anne öffnete die betenden Lippen und flüsterte leise hinter dem Sohne her — „Frieden auf deinen Weg und auf den Weg der unglücklichen Sophronia! Ach, ich fürchte, unsere Thränen werden fließen, wenn er sie findet und wenn er sie nicht findet.“

Sie gingen zusammen ins Zimmer. Die Großmutter schüttelte den Kopf noch immer, und fragte: „Warum ist sie davon gelaufen?“ Anne erröthete statt der Antwort.

Das ist nicht großmüthig, Mama!“ rief Bernhard — „Hier steht der Sünder, der das arme Mädchen aus dem Hause trieb. Meine Ungeduld! Aber findet sie Robert nicht: so gehe ich, wie Amandus, über die ganze Erde baarfuß, baarhaupt mit gebrochenem Herzen, bis ich sie finde!“

Die Großmutter fuhr fort, den Kopf zu schütteln.

„Schütteln Sie, Mama! schütteln Sie! Ich könnte dem Engel, der mich anklagt, sagen: ich wollte mir ein Paradies aufbauen von glücklichen Herzen, und eben wie ich den frohen, heitern Blick in das Eden weit und wach hineinwerfen will, liegt meine Schuld, schwarz wie das Grab, vor dem betrogenen Auge. Aber ich will nicht mit Ihnen heucheln, nicht mit dem Engel, der weiß, was dran ist, nicht mit mir selbst; denn war ich nicht selbst jung? wußte ich nicht, daß der schöne Traum der Jugend und der Liebe, einige Minuten im Alter abgerechnet, wo die Hoffnung einer zweiten Liebe und einer zweiten Jugend uns anweht, fast alles ist, was die Natur uns gegeben hat? Und legte ich nicht ihr Herz, Sophroniens Herz, statt an ein geliebtes, in blutige Dornen? he!“

Die Großmutter fuhr dennoch fort, den Kopf zu schütteln. Sie sagte: „Robert war der Einzige, den wir nicht nachschicken mußten. Das

muß ein Kind sehen! Anne erröthete noch mehr. „Das alles meine ich nicht!“ setzte die Großmutter bedeutend hinzu.

Bernhard, der seine Tochter betrachtete, fragte schnell: „Was meinen Sie denn?“

„Daß Sophronia nicht — dem Amtmann entlaufen wollte, sondern Roberten.“

Der Großvater sah noch einmal seine Tochter an, in der Meinung, sie sollte Sophronien in ihren Schutz nehmen; aber Anne, mit einem Seufzer, umfaßte Annetten, die mit einem sanft betrübten Gesicht, mit nassen Augen nur Annen betrachtete, die doch von allen errathen mußte, was ihr so gewiß war, daß Sophronia Roberten liebte.

„Der Teufel!“ rief Bernhard erschreckend — „ist das wahr, Anne, was ich aus deinem Erröthen, aus deinem Schweigen ahne? ist das wahr, was die Großmutter sagt?“

Anne antwortete nicht. Sie sah noch immer auf Annetten. Der Alte, der meinte, Annette stände ihrer Antwort im Wege, rief: „Jüngferchen, geh einmal hinaus. Es taugt ohnehin nicht, daß du so etwas hörst.“ Hier hob Annette zitternd, mit Schluchzen an: „Ach, Sophronia liebte Roberten! das wußte ich schon lange!“

Der Großvater stellte sich in eine rednerische Stellung, und hob den rechten Arm hoch empor;

die Großmutter stand wie die Bildsäule der Neugierde, horchend, zu Annetten vorgelehnt, da; Anne erhob die glänzenden Augen voll Mitleiden in die Wolken, Roberts Vater war erschüttert: da flog die Thüre auf und Jakobine — „wie eine Braut!“ hätte Bernhard gewiß gesagt, hätte er etwas sagen können, — flog ins Zimmer. Alles war bräutlich an ihr: das funkelnde Auge, und doch so furchtsam; die Glut auf den Wangen, von der man nicht sagen konnte, wem sie angehörte, der Schaam oder der Liebe; der schwebende Gang, und doch hie und da stockend, als hielte etwas sie zurück; die Kleidung, so züchtig, und dennoch so lockend!

Sie stürzte herein; sogleich legte die Großmutter ihre Hand auf Annettens Mund; Bernhards rechte, hoch gehobene Hand sank im Absetzen demüthig nieder. „Wo ist er?“ rief Jakobine eilig — „Wo ist er?“

Hier nahm Bernhard der Mama Rolle. Er schüttelte den Kopf; alles schwieg. Die Großmutter allein, mit einem weisen, muthmachenden Kopfnicken, fing ihre Erzählung an, schob einige kleine Umstände ein wenig anders, erwähnte Sophroniens Liebe mit keinem Worte, stellte Roberts Großmuth in ein volles Licht, und Jakobine, die freilich von Zeit zu Zeit auf Annens, Reinholds und Bernhards Gesicht nachfragte, weil diese drei gar nichts

sagten, stimmte doch zuletzt in der Großmutter Ausruf: „Der edle Mensch!“ mit ein.

„Freilich,“ setzte die Großmutter klug hinzu — „hätte er gewußt, daß Sie hier wären — “

„Er wäre doch Sophronien nachgereist!“ sagte Jakobine muthig, sich an Bernhard wendend.

„Er wußte es,“ brach der Großvater hier los — „daß Sie hier waren, und er ritt doch, der edle Mensch!“

„Er sah ihren Wagen,“ fiel Anne sanft ein — „und — o nie vergesse er, wenn eine Unglückliche zu retten ist, daß —“

„Der edle Mensch!“ rief schnell die Großmutter. „Der edle Mensch!“ rief Jakobine — „und,“ — setzte sie hinzu — „er kommt heute wohl noch zurück?“

„Nicht eher, bis er das Mädchen gefunden hat!“ rief Reinhold.

„Morgen oder Uebermorgen!“ sagte die Großmutter versichernd. — „Der edle Mensch! Und wie er Sie liebt, Fräulein! das übersteigt allen Glauben! Wie er jede Stunde, jeden Tag verwünschen wird, den er ohne Sie zubringen muß!“

Bernhard drehte sich ans Fenster, um nichts dazu sagen zu dürfen.

„Morgen gewiß! oder Uebermorgen!“ sagte Jakobine zu Annen tretend — „nicht wahr?

o meine Mutter, jetzt auch meine und Roberts Mutter! nicht wahr? Morgen!"

Da sah Anne herab auf das reizende Mädchen, das ihres Sohnes Braut war, mit unendlicher Liebe, mit unendlicher Bewegung des Mutterherzens. Sie drückte Jakobinen an ihr Herz. Sie benetzte sie mit Thränen. „Meine Tochter!" sagte die zitternde Stimme der Liebe! „meines Roberts sehr geliebte Braut!"

Die Paar Worte stillten den Schmerz in Jakobinens Brust mehr, als die ganze Rede der Großmutter, und sie sagte jetzt noch einmal aus voller Seele und ungeheucheltem Gefühle: „Der edle Mensch!"

Aber als sie nach Hause kam, erzählte und den Ausruf wiederhohlte, um der Mutter stechenden Blick von ihrem warmen Herzen abzuwehren, da schien es ihr, es wäre edler gewesen, die Braut abzuwarten. „Wie?" rief der General — „er ist fort? heut? diesen Morgen? da du ankamst? dem Mädchen nach? Hm! das gefällt mir nicht!"

Die Mutter vermehrte die drückende Last dieser Worte mit einem stummen Lächeln, von einem Kopfschütteln begleitet. „Es ist ein Masbach," sagte sie — „sie nehmen sich nichts übel."

Da verwandelte Jakobinens schönes Gefühl sich in eine stechende Säure. Sie wieder-

hohlte sich in der Einsamkeit Sophroniens Kälte, ihr Mißtrauen, Roberts Freundschaft für Sophronien. Sie hätte jetzt um keinen Preis wieder: „der edle Mensch!" sagen können, selbst nicht an Annens mütterlicher Brust. Sie war eifersüchtig, und ihre Mutter lächelte, daß er heute nicht kam, morgen nicht, die Woche nicht; ihres Vaters verstärkte Flüche bei jedem Tage, den Robert länger ausblieb; der Großmutter wachsende Aengstlichkeit brütete die keimende Eifersucht in der bewegten Brust des Mädchens aus.

„Der Teufel! lieber Freund!" sagte der General zu Bernhard — „machen Sie, daß der irrende Ritter zurückkommt! Mein Mädchen wird argwöhnisch. Statt der Verlobung reitet er im Lande umher einem Mädchen nach! Mich dünkt, die ganze Welt konnte reiten, nur Er nicht."

„Mich dünkt," antwortete Bernhard — „die ganze Welt konnte an ihren Spiel-, Rechen-, Eß-, Putz-, Sessionstischen, oder wo der Teufel sie sonst haben mochte, sitzen bleiben; aber Er mußte reiten, und ritte er in der Hölle offnen Rachen hinein."

„Meine Tochter ist eine Walen," sagte der General stolz.

„Robert ein Mensch!" antwortete Reinhold.

„Und Sophronia“ setzte Anne beruhigend hinzu — „ein unglückliches, verlassenes Mädchen.“

Die Großmutter, die schon im Geiste den letzten Artikel des Testaments unerfüllt sah, rang die Hände, verwünschte in sich Sophronien, und machte dem General eine tiefe Verbeugung nach der andern.

„Ich fürchte nur, es steckt mehr dahinter,“ sagte der General sanfter.

Da ging ein scharfer Schmerz über Annens sanftes Gesicht und sie ging, sich abwendend, als suchte sie etwas ganz anders mit den in Thränen schimmernden Augen, bei allen weg in den Garten. Das war die einzige Verstellung, der ihr einfaches Herz fähig war. Die beiden Männer schwiegen trotzig. Die Großmutter nur sagte: „Du lieber Gott! was sollte es denn sonst seyn, als unser Rath, unser Befehl, das Mädchen zu suchen?“

Anne fand Annetten im Garten. Sie schloß sie an ihre Brust, und sagte: „Ach wir sind recht sehr unglücklich, liebes Kind, alle, wir alle, und doch unschuldig.“ Ihr überwallendes Herz drängte sich jetzt nach höherer Liebe. Das allein vermochte das Unglück über ihr Herz. Sie schloß Annetten mit unendlicher Sehnsucht an ihr Herz, und lispelte weinend: „Aber Dich will ich sehr lieben!“

Hier kam der General aus dem Zimmer. Das Gespräch hatte sich erhitzt. Er ging an Annen weg durch den Garten stolz und trotzig. Aber da er Annen sah, still und blaß und freundlich, da sagte er: „Grüßen Sie Ihre Familie. Es wird schon alles gut werden!“ Das waren Annens immerwährende Triumphe; aber sie wurde nur demüthiger dadurch.

Robert.

Roberten ging es nicht viel besser als Jakobinen. Er sprengte die ersten zehn Minuten in vollem Galloppe dahin, und wiederhohlte jede Minute sein: „Was Braut!“ Aber nach der zehnten Minute trat schon das reizende Bild Jakobinens, wie eine himmlische Erscheinung, vor seine Seele. Er hielt das Pferd an, und ließ es so langsam gehen, als es wollte. Da stellte sich ihm die Scene des Empfangs in den Weg, wie der Engel dem Bileam, nicht mit einem drohenden Schwerdte, sondern drohender ausgerüstet mit dem Zittern der Freude, mit dem ersten Kusse der Liebe. „Robert! Robert!“ tönte ihm eine Stimme, Jakobinens Stimme entgegen — „Wohin willst du? ich bin es! Ich!“

Die Wange des Mädchens brannte in deren Purpur, das Auge in der Flamme der Liebe.

Seine Hand faßte den Zügel, zurück zu lenken. Da hörte er von einer andern Stimme den Schwur, den er Horatio'n gethan hatte, Sophronien nie zu verlassen! Nie! Und nun ging es im scharfen Trotte weiter. Ein Thal nach dem andern, ein Hügel nach dem andern flog hinter ihn zurück, als versänke eine Welt nach der anderu zwischen ihm und seiner Freude. Die schönen Bilder seines häuslichen Lebens mit Jakobinen, zogen in langer, froher Reihe, wie der Triumphzug des Glücks und der Ehre, ihm entgegen, und rissen ihn gewaltsam mit sich zurück.

„Wo soll ich sie auch suchen?" fragte er, sein Pferd anhaltend, und die schöne Gegend um sich her mit lüsternen Blicken betrachtend; die lichten, bewachsenen Hügel, auf jedem lag Jakobine und harrte auf ihn — die dunkeln, schattigen Thäler, in denen die Nachtigallen und Jakobinens Stimme ihn riefen. „Wo soll ich sie auch suchen!" rief er noch einmal lauter, und sah in die Gegend zurück.

„Wen suchen Sie denn, Herr Masbach?" fragte ein Hirt, der nahe bei ihm stand — „doch nicht Mamsell Sophronien? Gestern Morgen kam sie hier durch. Dort stand sie auf dem Hügel, sah zurück, weinte so schmerzlich, sah

wieder zurück, knieete, betete, wie es mir vorkam; denn sie hob beide Arme gen Himmel. Ich ging zu ihr, und fragte, wohin sie wollte. Sie nannte einen Ort, und ging nun eilig den Weg nach Reinhagen."

Da war alles verschwunden vor Roberts Blicken. Er sah nur die fliehende Sophronia. Er bog in den Weg, den sie gegangen war, mit rascher Eile ein. Er kam nach Reinhagen. Sie war durchgekommen. Er flog weiter. Er verlor ihre Spur. Er fand sie am zweiten Tage wieder. Sie hatte einen Wagen genommen. Er hatte ihr jetzt nur ein Paar Tage zu opfern; denn er hoffte, sie jeden Tag zu finden.

So ritt er hinter ihr her, immer sehnender zurücksehend nach Jakobinen, und immer des Schwurs gedenkend, den er Horatio'n gethan hatte, Sophronien nie zu verlassen. Die stumme Liebe, die sie gegen ihn fühlte, zog doch sein Herz noch näher an sie. Er dachte daran, wenn er ohne Jakobine in der Welt umher irren sollte! Himmel! wie unglücklich würde er seyn! Er spornte sein Pferd, und trotz seiner Sehnsucht, entfernte er sich immer weiter von Walen.

Herr Bernhard kommt in Verlegenheit.

Eine Kälte, welche der Großmutter Unterwürfigkeit nicht vertreiben konnte, fing an, die beiden Familien mit jedem Tage, den Robert ausblieb, mehr aus einander zu halten. Der stolze General rief: „wenn er nicht kommt, so kommt er nicht!“ „Er kommt heute!“ sagte die Großmutter, fast verzweifelnd; aber dem giftigen Lächeln, den triumphirenden kalten Blicken der Generalin, hatte sie gar nichts entgegen zu setzen, als ein unbeschreiblich ängstliches Gesicht.

Bernhard lächelte zu dem allen. Er verließ sich auf das, was er allein wußte, und was ihm die Großmutter so gern abgefragt hätte, auf die großen Summen, welche er dem General vorgestreckt hatte. Und diese thaten auch ihre große Wirkung. Es kam noch ein Umstand hinzu, der den General geschmeidiger machte.

Die Generalin war schwanger, und sie und ihr Gemahl waren fest überzeugt, sie würden einen Sohn erhalten, und so war Jakobine nichts, als ein armes Fräulein, das, nach den Lehnsgesetzen, von der Gnade ihres Bruders abhing.

Kaum hatte die Großmutter diese Entdeckung gemacht: so trug sie ihr Haupt einen Zoll höher. „Was wollen sie denn?“ fragte sie eifrig — „sie müssen Gott danken, wenn der reiche Robert —“

„Reich?“

„Reich?“ rief der Großvater mit gerunzelter Stirn — „daß ich nicht wüßte!“

Die Großmutter antwortete nicht darauf, sie kannte ihren Mann, und sagte in fünf Minuten darauf eben dasselbe wieder.

Eines Morgens kam Bernhard pfeifend von dem General mit einem sehr freundlichen Gesicht. Er schloß den Schrank auf, suchte und suchte, und rief von Zeit zu Zeit dazwischen: „den Henker auch!“ Er durchsuchte seine Papiere emsig, und rief: „der Teufel! — Alle Teufel!“ rief er wieder, da er nicht fand, was er suchte, stellte sich mit ausgespreitzten Beinen mitten ins Zimmer, pochte an seine Stirn, sich zu besinnen, und suchte wieder, aber mit der größten Unruhe.

Nun durchsuchte er die Taschen seiner Kleider. Er zog ein Taschenbuch hervor, warf es heftig auf den Tisch und rief: „so ist der Henker los! Ich gab dem Jungen ein Taschenbuch, als er weg ritt!“

„Eben so eins, als das auf dem Tische,“ sagte die Großmutter, deren Auge nichts entging.

„So sey uns Gott gnädig!“ sagte der Alte mit steigender Unruhe — „das kommt von der verdammten Hitze, womit der Junge alles treibt.“

„Ist so viel daran gelegen?“ fragte Anne.

„Viel? Alles in der Welt, und wüßte ich, wo der Junge wäre, ich reiste ihm auf der Stelle nach.“

Der Alte fing wieder an zu suchen, und wurde immer unruhiger. Nach eiuigen Tagen hielt er lange Reden, worin er seiner Familie erwies, daß der Bursche alt genug wäre, ein Taschenbuch von dem andern unterscheiden zu können.

„Was ist denn in dem verwünschten Taschenbuche?“ fragte die Großmutter.

„Nichts, als Alquifs Zauberstab, Fortunatus Wünschhütlein, Aladins Lampe, Gyges Ring, Mama! Weiter nichts. Aber ich sage ja, der Junge ist vernünftig.“

Die Großmutter verstand ihn nicht. Anne faßte ihres Vaters Hand, mit einer freundlichen Frage auf dem sanften Gesicht.

„Kind,“ rief der Großvater — „ich bin nicht weise genug, bei dem tollen Vorfalle zu sagen: es ist gut! und wüßte ich, wo der Bursche jetzt steckte: so würde ich hinter ihm herlaufen. So aber bin ich gerade weise genug, von ihm zu glauben, daß er einen Unterschied machen wird, zwischen Gyges Ringe und einem Moderingelchen.“

Aber der alte Herr war doch nicht weise genug, sich dabei zu beruhigen, er rief zehnmal in einem Tage: „wenn er nur schriebe! da reitet

er hinein in die Welt, vergißt Braut, Eltern und Großvater!"

Nach ein paar Tagen rief er öfter als die Großmutter, öfter als Jakobine: „wenn er doch zurück käme!" Aber Robert kam nicht zurück. Nach vier Wochen, da weder Robert, noch ein Brief gekommen war, schob sich der Alte einen Lehnstuhl an den Tisch und sagte: „Pschah! Was ist's mehr! wenn's auch am schlimmsten wäre! so sage ich mir jeden Abend, wenn ich den Tag über alle meine Philosophie zusammen genommen habe, und am andern Morgen geht das Elend wieder los, und mir kommt's vor, als hätte er mit dem Taschenbuche alle Quellen unsers Glücks davon getragen.

Der Großmutter wurde bange, ob sie gleich, die keinen andern Reichthum kannte, als baares Geld, nicht begreifen konnte, wie etwas so wichtiges in einem kleinen Taschenbuche verborgen seyn könnte. Ihre Angst holte sie von dem unruhigen Gesichte des Alten und ihres Sohnes, auf Annens Gesicht strahlte die gewöhnliche Freundlichkeit.

„Was kann in dem Taschenbuche seyn?" sagte sie zu der sorgenden Großmutter: „Unsere Ruhe nicht; unser Glück nicht." Sie sah rings um sich her, durch die hellen Fenster. „Uns bliebe ja die Natur, die Nachtigall, unser Frieden, und alles!"

Die Großmutter, die zum Leben ein wenig mehr rechnete als Nachtigallen, Natur und Frieden, schüttelte immer ängstlicher den Kopf.

„Pschah," so rief der Alte nach etlichen Tagen, und gab sich Mühe, ein komisches Lächeln hervor zu bringen — „was wär's nun mehr, wir streiften ein paar Flittern von den Ballkleidern unserer Freude; aber die Freude selbst soll uns der Teufel nicht nehmen. „Pschah," Er zog die Großmutter auf, um mit ihm einen Ehrensprung zu machen, aber die Großmutter war nicht in Bewegung zu setzen. „Flittern hin, Flittern her! ich weiß wohl, was Sie unter Flittern verstehen." Sie warf einen Blick auf Annens feines musselines Kleid. „Am Ende hielten Sie auch wohl gar den Leib selbst für eine Flitter. —"

„Die der Tod abstreift. Und Mama sehen Sie nun, wie ruhig ich jetzt bin? Das Leben ist eine Flitter, und wer weiß, was alles an uns noch Flitter ist, wenn der Tod dieses Leben von uns abstreift! — Nur nicht das liebende Herz: das ist ein Brilliant, der auch im Himmel gilt. Und so, o Himmel!" — hier faßte er seine Mütze betend in seine beiden Hände — „so laß uns, sollen wir alles verlieren, so laß uns den unschätzbaren Edelgestein, und wir wollen die Hoffnung nicht verlieren.

Hier drückte Anne seine gefaltenen Hände an ihre Brust und sich an seine, und rief mit frohen Thränen im Auge: „den laß uns, o Himmel!“ und Reinhold schlug seine Arme um Vater und Weib und rief jauchzend: „Sind wir denn nicht selig? o zu selig für dieses Leben!“

Der Großmutter war es wieder, wie immer in solchen Augenblicken, als sähe sie Geister. Ein frommer Schauer fuhr durch ihre Seele, und dieser Schauer riß sie los von den Flittern des Lebens, die sie für so viel hielt. Sie flog in die Umarmungen dieser drei Menschen, ihr Herz war erhoben. Sie hätte das Leben jetzt weggegeben, wie sie die kleine Perlenschnur weggab, um eine Fremde zu schmücken. Doch diese fromme Begeisterung dauerte nur, bis sie ihr Auge wieder auf die Welt warf. — Aber wir Armen alle! dauert denn nicht die reinste Begeisterung kürzer als das Leben, und vertauschen wir nicht alle, wie Kinder, den Edelstein des Friedens um die blitzenden Flittern eines unruhigen Lebens?

Endlich kam ein Brief von Robert. Anne mußte ihn vorlesen. Sie hob an:

Koblenz.

„Hier bin ich, meine Lieben! Hoch stand ich, wie ein Narr auf dem Ehrenbreitensteine, und dann wieder auf der Karthause, und schaute hinauf und hinab die breiten großen Ströme, und

meinte, mein Auge müßte sie irgendwo erblicken. Ich durchzog die Thäler, ich fragte in jedem Dorfe, in jeder Hütte nach, in jedem versteckten Thale: „wohnt hier Horatio? ist hier Sophronia?“ Ach, aus jedem schönen Thale trat mir Jakobinens Gestalt entgegen, und winkte mich zurück.“

„Der Teufel! sie muß hier herum irgendwo stecken! und so bin ich seit vier Wochen hier, und frage mich athemlos nach einem Dorfe Koblenz; denn so sagt ein Brief von Horatio. Man lacht mich aus, ich lachte gern selbst mit, wenn ich nicht seufzen müßte, daß nun schon ein Monat hingegangen ist. Und welch ein Monat! Ich darf nicht daran denken.“

„Doch, Ihr wißt von nichts! Ich ritt Anfangs die Kreuz und die Queer, meine theure Schwester aufzusuchen, und immer vergebens. Ich wurde böse, zornig. Ich wünschte mein Schicksal in die unterste Hölle. Aber geduldig fing ich den andern Morgen mein Tagewerk wieder an, meinen Gaul zu satteln, und an jedem Kreuzwege zu fluchen, weil ich nicht wußte, welchen ich nehmen sollte. Mein Pferd wurde früher des Zuges müde, als ich. Ich verkaufte es, hockte mein Mantelsäckchen auf, und machte jeden Tag doch nun sechs Meilen, statt viere. So konnte ich mich doch auf jede schöne Höhe legen, in jedem verborgenen Thale ungestört schönern

Träumen nachhängen. Ach, Träume, die mich mit verborgener Gewalt zurückzogen nach Walen, wo — — wo — —"

„Mich dünkt, es herrscht ein böser Genius über die Masbachs. Ich lief Deine Geschichte durch, lieber Großvater, Theurer, unglücklicher Mann, edler Mensch, dessen Leiden ich jetzt halb und halb kenne. Deine Brieftasche —"

„Gottlob! nun kömmts!" rief der Großvater.

„War für mich nicht bestimmt," fuhr Anne zu lesen fort. „Das sah ich aus ein paar Briefen, die ich las."

„Und doch las er sie, der Narr!" rief der Großvater.

„Ich las nicht weiter, ehrwürdiger Mann," fuhr Anne fort: „so bald ich sah, daß diese Briefe Dein Geheimniß enthielten."

Hier fingen der Großmutter Augen an zu funkeln. Wie gern hätte sie die Brieftasche gehabt; sie würde nicht aufgehört haben zu lesen.

„Guter Junge," rief der Großvater: „er las nicht weiter! Guter Junge!"

„Aber was ich gelesen hatte, hatte schon Thränen in meine Augen gelockt. „O," rief ich, wenn er nicht glücklich war: wer darf denn hoffen, es zu seyn? „O mein theurer Großvater, mein edler Großvater, dessen Herz das Unglück nur brechen konnte, nicht erniedrigen."

Hier suchte Annens Hand verstohlen ihres Vaters Hand unter dem Tische. Sie drückten die Hände in einander. „Guter Junge!“ sagte der Großvater noch einmal. Die Mama hielt den Blick fest auf Bernhards Gesicht, um aus seinen Augen sein Geheimniß hervor zu holen. „Armer Mann!“ sagte sie mit einem Tone, der nichts als neugierig war — „diese Ihre Leidensgeschichte —“

„Ist vorbei, Mama! lies weiter Anne!“

Anne las weiter — „und was wäre aus meinem Vater geworden, wenn er dich nicht fand, wenn er Annen nicht fand? In der Welt, in die er hülflos hinausgestoßen war, ein Fremdling, so gut wie ich jetzt, und der erste närrische Februar dazu, der wie ein Poltergeist—“

„Er hat Recht, der Junge!“ sagte die Mama: „Er hat Recht! Gottlob, daß der letzte Artikel des Testaments in Erfüllung gegangen ist.“

„Ich hoffe es zu Gott, daß Sie Recht haben.“ Bernhard lächelte. Anne las:

„Der erst Noth und Elend, dann, wie ein Geist des Himmels, des Entzückens höchstes Glück über mich schüttete.“

„Und nun, nun, eben, da ich an der Schwelle des Glücks stehe; eben da dies Glück in der Gestalt eines Engels, in Jakobinens Gestalt, auf mich zu tritt; — eben — o! o warum muß

immer an dem hellen Himmel unserer Freude, eine drohende, ungestalte, dunkle Wolke hängen, hinter welcher der Tod und die Zukunft stehen! O, Ihr seht sie nicht; aber ich sehe sie — hinter der Wolke stehen."

Hier fing Annens Stimme an zu zittern; denn sie sah sie auch. Sie las mit bebender Stimme weiter: „Warum — denn, lieber Großvater, meine Gedanken umfaßten jetzt das ganze arme Menschengeschlecht, dem es gerade so geht, als uns — warum hat das Geschick der Freude Thränen gegeben, wie dem Schmerze, als wollte es uns erinnern, daß es keine Freude für den armen Menschen ohne Thränen giebt? Warum, ach! — Aber mag diese dunkle Wolke voll Thränen auf mich herabstürzen, ich will dennoch sie aufsuchen, bis ich sie finde."

„Ich stützte meine Stirn in meine Hand, und rief mit dem Adherbal in halbkomischem und halb ernstem Zorn — nunquamne Familia nostra quieta erit! Semperne in sanguine, ferro, fuga, versabimur! Ich hatte eben Deine beiden Briefe gelesen, lieber Großvater."

„Was heißt das?" fragte die Großmutter. Bernhard übersetzte es.

„Blut, Dolch und Flucht? Gott bewahre! In unserer Familie nicht," sagte die Mama beleidigt.

„Nun, war Robert nicht die Nacht mit Jakobinen nur einen Zoll breit vom Tode, und läuft er jetzt nicht umher, wie der ewige Jude? Lies weiter.“

„So stand ich auf, und ging den ersten den besten Fußsteig, und der brachte mich nach Mausdorf; da fiel mir Horatio, Sophronia, Röschen, die ganze Begebenheit meines ersten Ritterzuges wieder ein. Ich ging auf die Pfarre, so gar mit der Hoffnung, etwas von Horatio zu erfahren. Ach, eine andre Welt war jetzt hier! Statt des alten, ehrwürdigen Pfarrers, statt der liebenden Mutter, die uns so gastfrei unter ihr Strohdach aufnahm und in das gastliche Haus, empfing mich eine junge, hübsche Frau mit finstern Blicken, und ein langer, junger Mann in einem eleganten Oberrock, mit der einen Hand auf dem Rücken, als hätte er nie eines Menschen Hand gefaßt. Die andre Hand füllte eine goldne Dose.“

„„Was beliebt?“ fragte er barsch. Seine Frau stand mit der Schulter mir zugekehrt.“

„„Ich suche den ehemaligen Prediger hier,“ sagte ich.“

„„Welchen?“ fragte er noch barscher. Ich ärgerte mich, daß ich nicht einmal den Namen des Predigers wußte. Seine Frage ärgerte mich noch mehr: „Wie Sie sehen, es wohnt jetzt ein andrer hier!“ setzte er scharf hinzu. Hielt er mich für einen Bettler?“

„Ein andrer!“ sagte ich. „Der Vorige würde einen Fremden freundlicher aufgenommen haben.“

„Drum auch schmachtet seine Wittwe im Elend,“ sagte er höhnisch lächelnd.

„Darum? o darum nicht, guter Gott!“ rief ich. „Wäre ich ihres Mannes Nachfolger hier gewesen: so müßte sie das nicht, und hätte ich nur noch den letzten Bissen Brod und eine Freude mit ihr zu theilen. Ein andrer Mann wohnt hier, aber ein besserer nicht! sagte ich ergrimmt, und ging. Man zeigte mir ein kleines Wittwenhaus, wo sie wohnte. Ich ging zu ihr. Ich fand es fast so, wie der Unmensch sagte, und doch empfing sie mich mit einem freundlichen Gesichte, und als sie hörte, wer ich war, mit dem Handschlage alter Freundschaft. Haben Sie Nachricht von Ihrer Tochter? war meine erste Frage. Sie sah mich mit erhelltem Angesicht an, faßte meine Hand noch einmal, und drückte sie herzlich in ihren beiden. „Gott lohne es Ihnen!“

„Hier erzählte mir die Mutter eine schändliche Geschichte von dem Menschen, der ihrer Tochter Bräutigam war. Er hatte sie heirathen wollen, um sie an einen Teufel in Menschengestalt zu verkaufen, der dem unschuldigen Mädchen schon längst nachgestellt hatte. Ihre Eltern waren für den Heuchler eingenommen. Die Tochter hatte keinen Beweis des höllischen Plans, als die Aussage des Schauspielers Horatio, und — ihre

— Gott im Himmel! mich überlief ein kalter Schauder nach dem andern — und ihre durch eine Trunkenheit bei einem Tanzfeste, wohin sie mit ihrem Bräutigam gegangen war — verlorne Unschuld!"

„Das erzählte mir die Mutter mit Thränen, und in ihrer Nachbarschaft schwelgte das Ungeheuer fort, und spottete der armen schutzlosen Mutter.

„Teufel!" rief hier Bernhard, aufspringend — „so alt ich bin, so sollst du nicht ungestraft bleiben!" lies weiter! — „Was steht der Hansdummbart da, und spricht? hatte er nicht Arme? hatte er nicht zwei gesunde Hände, den Kerl zu erdrosseln?"

„Gott bewahre!" sagte die Großmutter. „Lies weiter Anne."

„Ich bebte vor Zorn. Wo lebt denn Röschen? Sie haben also Briefe?"

„Ja, in Koblenz am Rhein, in einem Dörfchen, wo mein Schwiegersohn zu Hause gehört.

„Das Dorf heißt?"

„Koblenz am Rhein. Ein Brief wurde gesucht, und halb zerrissen gefunden. Es war auch ein Zettel an mich da, mit einer Erkundigung nach Sophronien. Koblenz am Rhein. So viel war richtig, und dennoch lebten sie in einem Dörfchen, dessen Namen aber in den Stücken des Briefes nicht stand."

„Haben Sie keinen andern Brief?“

„Nein, denn den andern hat ja eben diese Sophronia, nach der er sich erkundigt, mitgenommen.“

„Wie? eben diese Sophronia? sagte ich mit großen Augen.“

„Eben diese Sophronia!“ war die Antwort.

„Sophronia war vor vier Wochen hier gewesen, und nach der Anweisung des Briefes zu Horatio gereist nach Koblenz. Sie hatte — o mein theurer Vater! — sie hatte ihren kleinen Geldvorrath mit der Predigerwittwe getheilt, und war — zu Fuß — die Wittwe wußte es nicht — aber gewiß zu Fuß dahin gegangen.“

„Mein Herz floß über in Mitleiden. Aus dem Fragment des Briefes sah ich: daß Horatio nicht in den besten Umständen lebte. Kurz, ich mußte selbst sehen. Ich packte Deine Briefe zusammen aus dem Taschenbuche, sendete sie auf die Post. Ich konnte sie nicht bei mir behalten; denn — ich hatte noch einen Tanz mit Röschens Verderber zu machen, dessen Ausgang ungewiß war.“

Hier riß der Großvater Annen den Brief aus der Hand, und durchlief die nächsten Zeilen. „Der Teufel!“ rief er — „von dem Taschenbuche kein Wort! von dem Umschlage kein Wort! auch die Briefe sind nicht angekommen.

Warum sendet er nicht das Taschenbuch selbst?" Er sagte das mit großer Unruhe. Anne las weiter.

„Ich ging den andern Morgen. Wenn der Böswicht nicht vor Gott zittert: so habe ich ihn doch gelehrt, vor Menschen zu zittern. Er ist bestraft. Ich reiste ruhiger, als ich Anfangs hoffte, weiter, und so bin ich nach Koblenz gekommen, bin schon einen Monat hier, und durchziehe wie ein Narr Berg und Thal nach dem Dörfchen, wo Horatio wohnt, entschlossen, nicht eher zurückzukehren, als bis ich sie gefunden habe."

„Ich habe das Fragment des Briefes in noch kleinere Fragmente zerlesen. Zuweilen kommts mir vor, als spräche Horatio von einer ganz andern Gegend als dieser. — Aber da stehts groß und deutlich geschrieben: Koblenz am Rhein."

„Ich bin ein karger Geitzhals geworden, lieber Großvater! Denn das Gold in der Börse, die du mir gabst, gebrauche ich vielleicht für Horatio und Sophronien, und in dem Taschenbuche war nichts als Deine Briefe."

„Den Teufel auch!" rief der Alte hier — „Es enthält alles! Alles! Nun ist's heraus! Im Deckel — Gott gebe, daß der Junge die Tasche nicht etwan vertrödelt — im Deckel der Tasche steckt alles, was ich habe. Ist der Brief zu Ende?"

Noch zwei Worte: „Was hilft mir's, daß ich das Echo ermüde mit Horatio's, Sophroniens, und Jakobinens Namen. Was hilfts mir? Diesen Augenblick reise ich ab; denn ich muß sie finden. Ich muß Horatio sagen: Ich habe sie nicht verlassen! Und Röschen habe ich gerächt."

Die Geißel des Lebens.

Der Großvater machte nicht die kleinste Anmerkung mehr; sondern er ging mit einem zweideutigen Blicke, der zwischen Verdruß und Lachen rang, auf sein Zimmer.

Die Mama begriff nicht, wie das Vermögen eines reichen Mannes in einem Taschenbuche Raum haben konnte, bis Reinhold es ihr begreiflich machte, und in dieser Rede machte er sich selbst begreiflich, daß auf diesem Taschenbuche ihr ganzes Wohl, wenigstens Roberts Glück, beruhte. Er versank in Gedanken, wie seine Mutter. Bernharden hörten sie oben auf dem Zimmer mit schweren Schritten auf- und abgehen, ganz gegen seine Gewohnheit.

Anne fuhr mit heitern Augen in ihrem Buche fort zu lesen, mit heitern seelenvollen Blicken.

Von Zeit zu Zeit hob sie das Haupt, und betrachtete mit einem ruhigen Mitleiden Mann und Mutter.

„Nein,“ sagte die Mutter. „Gott wird uns nicht verlassen!“

„O gewiß nicht!“ setzte Anne muthig hinzu; — „wir waren, dünkt mich, schon ärmer.“ Reinhold legte die schwere Stirn in die Hand, obgleich die Worte Annens an ihn gerichtet waren. „Ich meine,“ sagte die Mama mit Angst — „er wird das Taschenbuch nicht verlieren.“ Reinhold schüttelte den Kopf, stand auf und ging in den Garten. Bernhard kam herab, und sagte — „Möchte es seyn, wie es wollte, wenn ich es nur wüßte!“ und damit ging er wieder.

Am Abend sagte er — „Die Ungewißheit ist die Geißel des Lebens; das Unglück nicht.“ Und er schob den Teller von sich, und ging wieder.

So gingen sie drei Tage um einander her, geplagt von dieser unmenschlichen Geißel der Ungewißheit. „Der Teufel!“ rief Bernhard, und warf seine Mütze an die Wand. „Was ist das? Was bin ich? Ich fürchte mich vor meinem Schatten. Hätte mich das Schicksal ausgezogen bis aufs Hemde: so wüßte ich, woran ich wäre. Ich will dem Satan ins blutrothe Flammenauge schauen, so gut wie Einer. Was ist's denn nicht mehr? Ich nehme auf die Schulter,

was

was ich schon freiwillig getragen habe, um dich zu prüfen, Reinhold. Essen wir nicht von Porzelain: so essen wir von Holz, oder aus der Hand, wenn nicht Indianische Vogelnester, und Perlen in Essig aufgelößt, doch trocknes Brod mit Wasser."

Hier schlug die Mama die Hände jammernd zusammen, und ein paar Thränentropfen hingen in den starren Augen. Bernhard fuhr fort: „Aber was kann ich machen gegen die verstohlnen Geißelhiebe, die mir die Ungewißheit im Dunkeln versetzt! Ist's dahin: so werde ich doch so viel Herz haben, dem Corneille seine erhabene Antwort: ich habe mich selbst noch! nachzurufen, oder mit unter auf ein paar Sentenzen Senecas zu gerathen. Aber ich kann nicht im Dunkeln gegen Gespenster fechten! Ich wollte, der Junge stände hier, und sagte: das Taschenbuch ist hin! möchte denn seine Hand den Pflug ergreifen; diese alte Hand ist noch stark genug für den Spaten."

„Das Gott erbarme!" seufzte die Großmutter.

„Anne! o meine Anne!" rief Reinhold, und schlug mit erschöpfter Kraft seine Arme um Annen.

Da sagte Anne mit freudigem Muthe, und die Stimme einer überirdischen Hoffnung floß mit

ihren Worten in die Herzen ihres Vaters und Mannes.

„Was unser Schicksal ist, hilft deine Liebe mir,
Hilft meine Liebe dir ertragen.
So schwer es sey, so unerträglich —: hier
Ist meine Hand! — ich wills mit Freuden tragen."

Da umfaßten die drei Menschen sich; aus dem Schmerze wurden Freudenthränen, und die dunkle Zukunft verwandelte sich in reinere Liebe, in tugendhafte Entschlüsse, in eine stolzere Erhebung der Seele.

Der armen Großmutter allein blieb die schwarze, drohende Wolke schwarz und drohend vor dem nassen Auge. Sie ging hinauf; hadernd mit Gott, versöhnte sie ihr ungerechtes Geschick mit Gesängen, und erhielt nicht Muth, aber doch schwankende Hoffnungen.

Bernhard, wie er nun war — wollte sogleich abdanken, einschränken; aber da fiel die Mama mit ungewöhnlicher Heftigkeit dazwischen. „Soll es denn die Welt wissen?" rief sie. Ich habe in den großen Spiegeln nichts mehr zu sehen, als ein blasses, kummervolles Gesicht; aber—"

„Desto besser, denk ich, wenn sie weg kommen!" antwortete Bernhard.

„So begrabt mich erst! Wartet nur noch ein paar Tage! Der Schmerz wird bald ein Ende machen."

Bernhard schüttelte den Kopf. Aber er ließ doch die Spiegel noch hängen, so sehr das gegen seine Wünsche ging. Er hätte das Unglück vergessen können, wenn er hätte in auffallender Gestalt den Bettler spielen dürfen. Vor seinem Auge lag ein neuer Lebensplan; den auszuführen, war für ihn schon ein Vergnügen wieder.

„Es ist ja noch nicht einmal gewiß,“ rief die Großmutter. Dagegen konnte er nichts sagen. Aber er sah die Stürme voraus, die es geben würde, wenn es nun gewiß war. Die Mama wollte den Schein der Wohlhabenheit wenigstens beibehalten, und er hätte jetzt gern ärmer scheinen mögen, als er würklich war. „Der Teufel.“ rief er — „der Kittel eines Tagelöhners schimpft nicht; aber ein Schleppkleid aus Lumpen zusammen geflickt macht verächtlich.“

Aber troz dem, war die Mama nie köstlicher gekleidet gewesen, als den letzten Sonntag in der Kirche, und Anne trug, ihr zur Freude, eine schöne Perlenschnur, die sie lange nicht getragen hatte.

„Ich wäre mit dem Unglück fertig,“ rief Bernhard, mit einem Blick auf die seidnen Gardinen, welche die Großmutter in das Gastzimmer gehängt hatte — „wenn ich ganz seyn dürfte, was ich bin!“

„O mein Vater!“ sagte Anne bittend — „soll denn die Braut, die den Bräutigam ver-

lor, nicht das Andenken ihrer frohen Tage, ein Paar Blumen, welche ihr das Glück, die Liebe gab, behalten? Sie kennen mich, Vater! Ich werde nicht seufzen, wenn wir arm sind; aber es würde mir wehe thun, sollte ich auf einmal die Kleider einer Bäuerin anthun!"

Das glaubte Anne wirklich. So schön war ihr Herz, daß es sich selbst mit einer unwahren Schwäche täuschte, um die Großmutter zu erheitern. Bernhard schwieg, und die ganze Verhandlung wurde auf die Wiederkunft Roberts verschoben.

Die Großmutter dankte heimlich Gott — sie ließ sich laut nichts davon merken, — daß in dieser ganzen Zeit Generals nicht in Walen waren. Der General war mit seiner Familie auf ein andres Gut gegangen, um hier auch seine neue Wirthlichkeit einzuführen.

„So bald Robert kommt," sagte Jakobine beim Abschiede zu Bernhard —

„Sende ich einen Bothen."

„Aber er soll auch auf mich warten;" sagte Jakobine, mit dem Köpfchen ernsthaft nickend.

„Für seine edle Handlung?" fragte eben so ernsthaft Bernhard. Jakobine lächelte und reiste ab.

Endlich nach langem Harren, trat Robert auf einmal eines Morgens ins Zimmer, blühend wie eine junge Rose, mit einem Gesicht, auf

dem die Freude, die Heiterkeit, das Entzücken, die Hoffnung und die Liebe sich mahlten.

„Willkommen, geliebter Robert!“ rief Anne, und flog ihm mit offnen Armen entgegen — „Was macht Sophronia?“ Aber er konnte nicht antworten; denn der Großvater, die Mama, Reinhold, riefen Alle drei auf einmal: „hast du das Taschenbuch noch? das Taschenbuch? das Taschenbuch? Gott! das Taschenbuch?“

„Welch Taschenbuch?“ fragte er verdutzt.

„Das Taschenbuch!“ riefen alle dreie noch einmal. Er stand noch verdutzter da, und antwortete nicht.

Robert findet Sophronien.

Robert stand auf dem Ehrenplatze Deutschlands, auf dem Ehrenbreitenstein, an dem unbesiegten Ufer des Rheins, und schaute hinab und hinauf den großen Strom, der vor ihm vorüberfloß, als wäre Er, wie der Burggeist, an den Felsen gefesselt. Er wäre mit Freuden Sophronien nachgelaufen von dem Ehrenbreitenstein bis auf die Pyrenäen, vom Rhein bis an den Tayo; aber das Umdrehen auf einer Stelle wie in einem Zauberkreise, den er nicht überschreiten durfte,

mattete seine Geduld ab und seine Freundschaft, und hielt ihn zu gleicher Zeit fest; denn, „hier in dem Winkel zwischen Mosel und Rhein muß sie seyn!“ rief er alle Tage. Und alle Tage schlug lockender die Stimme einer Nachtigall, Jakobinens, und lockte ihn zurück. Die Worte: „Ich bringe sie Euch wieder, oder Ihr seht mich nicht wieder!“ die er seinen Verwandten gesagt hatte, als er sich auf das Pferd schwang, tönten immer leiser, die Nachtigallenstimme immer lauter. Aber doch schwor er sich, wie ein Held, fest zu bleiben in dieser Feuerflamme, bis er einmal den Namen Jakobine zwischen den Felsen rufen hörte.

Er horchte. Eine Mädchenstimme antwortete: „hier!“ Er sah das Mädchen, das den Zaubernamen führte; da war kein halten mehr.

Eine Stunde drauf saß er schon in einer Chaise, und fuhr, wie ein Kurier, der einen Sieg, mit dreißigtausend Menschen Leben erkauft, zu verkündigen hat, nach Hause, Tag und Nacht. Um sich selbst zu überzeugen, daß er Recht thäte, kehrte er noch in Mausdorf ein, wo die PredigerWittwe lebte. Das erste, was die Wittwe that, war, sie holte ihm einen Zettel hervor, den Sophronia geschrieben hatte, und sagte ruhig: „vielleicht stehts hier!“

Da las denn Robert mit finstern Blicken, recht deutlich geschrieben: „Koblenz am Rhein,

in der Schweiz, wo die Aar in den Rhein fällt, Waldshut gegen über." Das Gesicht voll Güte, voll Geduld, das dem Jüngling gegenüberstand, entwaffnete seinen Zorn, der, wie ein schnelles Gewitter, in seiner Brust aufstieg. O, der Wittwe Leben war ja nichts als nicht erfüllte Wünsche gewesen, und er selbst erinnerte sich ja jetzt, daß er von Horatio selbst gehört hatte, er sey ein Schweizer. Er zürnte über sich selbst, um nur nicht mit der Wittwe zürnen zu dürfen.

„Seit vier Tagen," sagte er ganz sanft — „habe ich nicht geschlafen." Die Wittwe führte ihn in ihr Bett. Er wußte nicht, daß es das Einzige im Hause war. Er war noch eine Tagereise vom Hause. Was machen zwei Tage? sagte er: „Ich reise hin, falle in Jakobinens Arme, an meiner Mutter Herz, und kehre zurück." Aber er sah wieder in Sophroniens Zettel; die Worte waren nicht mit ihrer festen Hand geschrieben. Die zitternden Züge der Worte drangen eben so tief in sein Herz, als wären es zitternde Jammertöne gewesen. Der böse Geist in ihm, hielt ihm zwar die Kürze des Weges, Jakobinens offne Arme vor, aber er sah die zitternde Hand Sophroniens, womit sie die Worte schrieb, und er fuhr aus dem Bette auf, in dem er noch nicht geschlafen hatte, rief eben so muthig, wie Luther: „Weiche Teufel!" und

ließ den Postillon, der hier gefüttert hatte, anspannen, um mit ihm zurück zu fahren. In der nächsten Stadt setzte er sich auf die Post, um Geld zu sparen, fuhr immer in den wärmern, gebürgigten Süden Deutschlands hinein, und stand endlich in Waldshut am Ufer des Rheins. Er ging am Rhein hinauf, um sich übersetzen zu lassen. Ein Bauer zeigte ihm den Weg nach Koblenz, einen Fußsteig, der sich furchtbar über die Felsen wand, welche der Rhein und die Aar durchbrochen hatten, um sich zu vereinigen.

Hier nun allein, — denn er war mit Gesellschaft die ganze Reise gefahren, — und so nahe bei Sophronien, stieg das dunkle Geschick des Mädchens vor ihm auf, wie in der Ferne der dunkle Abend aus dem Frickthale vor ihm aufstieg. „Und wenn ich den Fuß nun fortsetze,“ sagte er stillstehend — „was wird's denn seyn? O Allgütiger! Wird diese dunkle Nacht, die um unser aller Herzen, die wir sie lieben, herhängt, auch einen Himmel mit frohen Sternen aufdecken, wie die Nacht dort den um das Weltall ruhenden Himmel aufdeckt?“

Er setzte sich auf die höchste Felsenspitze, und sah hinab den Lauf des Rheins, wo das Dörfchen lag, zu dem er wollte. Die ganze Vergangenheit trat wieder in langsam traurigem Zuge vor seine Seele, und dunkeler, als alle andre

Gestalten, Sophroniens Liebe, diese heiße, verschwiegene, in eine großmüthige Nacht, ach! mit so vielen Opfern verhüllte Liebe. Da trat die rührende Gestalt des Mädchens jetzt im Traume noch rührender, als in der Wirklichkeit, wieder zu ihm, und fragte: „Liebte ich dich nicht auch? und schwieg ich nicht? und brach nicht dieses Herz für dich, Robert? O Robert ich bin nicht so schuldig, als du; du kanntest mein Herz, und du nahmst mich dennoch an deine Brust! Laß mich lieben und vergehen!

Da fiel ihm mit Erröthen ein, wie er die Nacht, da er verwundet war, Sophroniens Hand an seine Lippen mit einer Innigkeit gedrückt hatte, für welche das Wort Freundschaft ein zu schonender Name war.

Er wurde noch traurender, da er zu der Vergänglichkeit des Lebens auch noch die Unbeständigkeit des Menschen selbst hinzu denken mußte. „Ich werde neue Wunden in ihr Herz reißen!“ sagte er, und doch war er entschlossen, sie zu sehen, und wäre es möglich, sie oft zu sehen, um mit der heiligsten Freundschaft die Flamme der Liebe auszulöschen.

O, alle Wunder, alle tugendhafte Wunder scheinen dem jungen, heißen Herzen so wahr und so leicht!

Während dieses Traumes, waren leise die schimmernden Welten, am Busen der Nacht her-

aufgezogen, und auf dem Rhein hieng ein Schimmer, zu glänzend, zu groß für die Sterne, obwohl die Felsen hinter Robert ihm den Mond verbargen, dessen Strahlen im Strome sich badeten. Robert wurde das alles nicht deutlich gewahr; aber er wurde dennoch wie auf Flügeln einer stillen Seeligkeit von dem Anblicke der ruhigen Natur gehoben, die nur der lichte Nebel war, in dem er die schönen Gestalten der geliebten Menschen sah, von denen er träumte.

Nur von Zeit zu Zeit tönte die melodische Kuhglocke aus einer nahen Hütte hervor, und ganz in der Ferne blies ein Hirt die Schalmei, deren letzter, fast verschwindender Ton sein Ohr erreichte. Da hellte sich seine Brust auf unter den schönen Tönen, bei dem erhabenen, ruhigen Anblick, in dem stillen, lullenden Gemurmel des Rheins, und er lehnte das versinkende Haupt hinten über an den Felsen, und das bedrängte Herz in einen schönen Traum, zu einem stärkenden Schlummer nieder.

Am andern Morgen weckte ihn das Gezwitscher der Vögel, welche der Sonne entgegen flogen. Er fühlte eine überirrsche Ruhe in seiner Seele. Er glaubte an die Wunden nicht mehr, die sein Anblick in Sophroniens Herzen aufs neue reißen könnte. Er glaubte an einen bessern Geist in Sophroniens Innerm, in seinem an die tröstende Freundschaft, die eben

so große Opfer bringt, als die Liebe, und eben so beglückt, als sie. Er fühlte eine wundersame Sehnsucht in seiner Brust, Sophronien in seine Arme zu nehmen, und an ihrem Herzen ihr alles zu sagen, was ihre beiden Herzen sich verbargen, und das goldne Band der Freundschaft um sich zu schlingen.

„Diese Hand gehört Jakobinen, aber dieses Herz gehört zur Hälfte dir, Sophronia!" so wollt' er sagen.

So versöhnt mit allem, mit sich selbst, ging er von dem Felsen hinab dem Fußsteige nach, der in das Dörfchen führte. Er kam mit dem ersten Strahle der Sonne an das Dorf. Er ging zwischen Felswänden, in deren Schutz ein kleiner Garten stand. Hinten in einer Felswand stürzte ein Bach herab, dessen Strahl in der Sonne schimmerte. An dem fallenden Wasserstrahl stand ein schweizerisches Mädchen, und fing mit dem Händen den frischen Strom auf, und badete Gesicht und Busen.

Eben wollte er das Mädchen rufen, um nach Horatio's Wohnung sich zu erkundigen; da wendete das Mädchen, welches seinen Gang hörte, sich um. Es war Sophronie, wie eine Bäurin gekleidet. Das schöne, blonde Haar war zu einer langen Flechte gewunden, und hing den Rücken herab. Ein schwarzes Mieder mit rothen Bändern geschnürt, umfing die schöne Gestalt,

„Gott! Sophronie!“ rief er, und sein Mantel sank von seiner Schulter: „Bist du es?“ da erkannte sie ihn.

Mit einen Schrei der Angst halb, und halb der Freude, wollte sie fliehen, aber die Freude überwältigte die Angst, und sie sank in seine Arme, die sich ihm entgegen breiteten. Dann aber nach diesem Momente trat sie zurück, und fragte mit einem fremden Gesichte: „Woher kommst du, Robert?“ Er betrachtete sie noch immer; „o das, das fürchtete ich!“ sagte er schmerzlich.

„Was fürchtest du?“ fragte sie, und sie setzte sich mit ihm auf einen Felsen, der zu einer Bank gehauen war. „Ich bitte dich, Robert, laß das Horatio nicht sehen, daß du uns bedauerst. Du mußt alles wissen, Robert, ehe sie erwachen. Ich fand Horatio'n vor acht Wochen hier, nicht im Elende; aber ihm fehlte ein Mensch, der ihn aufrichtete, und das, wurde ich ihm. Ich! Ich! Mich dünkt, mein Loos ist neidenswerth. Männer können Götter sein. Wir Weiber sind selten mehr als Kranken- und Kinderwärterinnen. Hier bin ich mehr. Dein finsterer Blick hängt sich doch wohl nicht an diese Kleidung?“

Robert seufzte. „O Robert, waren wir nicht eins, immer eins, daß mein und dein Glück von unsern Herzen allein abhängt? Glaube

mir, ich bin hier glücklich! Glaube mir!" fuhr sie mit erhöhter Begeisterung fort — „Glücklicher als in — Walen, gerade glücklicher durch das, was du, wenn du es sehen wirst, was du Unglück nennen würdest. Doch nein! nein! guter Robert! du wirst es nicht so nennen."

„Was ist es denn, was ich nicht so nennen würde?" fragte er stiller.

„Daß ich für — Horatio arbeite, wie er für mich bettelte, für mich hungerte."

„Arbeitest? Was nennst du so?"

Sie lächelte. „Ich bin eine Schweitzerbäuerin. Sieh, dort liegt unser Garten. Du wirst dich freuen, wenn du ihn siehst, so fruchtbar ist er. Jenseits des Felsen unser Weinberg. Wir haben vier Kühe. Ich habe dir mein Geschäft genannt. In Walen war eben diese Gartenarbeit mein Spiel. Hier ist sie etwas Edlers geworden, sie ist meine Pflicht; und mein Spiel ist Arbeit."

Hier faßte Robert ihre Hand. Die Arbeit hatte sie gehärtet. Er wendete sich seufzend ab. Sie sagte lächelnd: „Du, Robert, hast oft eben diese Arbeit, und noch schwerere, zu Deinem Spiele gemacht. Von Dir lernte ich, daß Arbeitsamkeit den Menschen unabhängig macht; aber lerne von mir: sie thut noch mehr, sie macht glücklich, Robert!" Sie hob sich von der Bank empor, sie faßte seine Hand, sie sagte

mit stillem, erhabenen Muthe: „Glaube mir, Robert, die Arbeit hat einen bösen Geist aus meinem Leben verbannt. Mich dünkt, ich war nie heiterer, als jetzt, wenn ich ermüdet hier am Abend mich setze, und mein Tagewerk überschaue, das mich, und noch mehr Herzen glücklich macht. O Freund, das habe ich noch nie gekannt, als hier. Ich konnte mich selbst nicht einmal heiter machen. Mein Schlummer ist jetzt ohne böse Träume, meine Träume ohne Schrecken."

„O du, du sollst untergehen unter der Bürde einer täglichen Arbeit?"

„Untergehen? Untergehen? Ich verstehe dich nicht, Robert. Aber nun komm! ich höre die Stimme Horatio's. Ich bitte dich: sey heiter! was du auch siehst: sey heiter!" Sophronia trocknete das Auge, das dennoch einigemal naß geworden war, und dann hüpfte sie vor Robert her, und rief: „Er ist hier! Robert ist hier! Er ist hier!"

Da trat Horatio aus der Thüre eines kleinen Häuschens seinem alten Freunde entgegen; aber doch theilte er die Blicke zwischen Sophronien und Robert. Er drückte Roberten an seine Brust; aber zu gleicher Zeit reichte er Sophronien die Hand. Röschen kam. Sie war noch immer das unschuldige Landmädchen, freundlich, an ihrem Manne mit sanfter, treuer, sorgender Liebe hängend. An ihrer Hand hing

ein Mädchen von vier Jahren, das sogleich auf Sophronien zu lief, und die kleinen Arme um den Hals des Mädchens schlug. Die junge Frau trat beschämt auf Sophronien zu, und sagte mit einer höchst gerührten, fast weinenden Stimme, und faßte ihre Hand: „O, wie schäme ich mich, du Gute! Schon wieder ist Alles geschehen! Alles!"

„Was alles!" sagte Horatio, sich schnell von Robert zu Röschen wendend.

„Der Stall besorgt," antwortete Röschen — „der Garten, das Gemüse gepflanzt. O, so laß mich wenigstens weinen, du Engel!" Sie legte das weinende Auge an Sophroniens Busen.

Sophronie hüpfte, mit dem Kinde auf dem Arme, davon. Nach ein paar Minuten stand das Frühstück auf einem schneeweißen Tische von Lindenholz vor der Thür, und sie rief ihre Gäste.

Horatio zog aber Roberten zwischen die Felsen. Hier umarmte er ihn stumm, aber mit einer Heftigkeit, die Roberten sagte, wie sehr ergriffen sein Herz war. „Was ist dir?" fragte Robert. Er antwortete mit dem Namen: „Sophronie!" Denselben Namen nannte Röschen in großer Bewegung, als sie mit Robert einen Augenblick allein war. Und nun sah er es selbst, wie Sophronie das Leben,

der Geist, der Schutzengel des Hauses war, wie aus ihrer arbeitsamen Hand der reiche Seegen in den Boden drang, um reiche Früchte zu tragen. Sie arbeitete mit Horatio in dem Weinberge um die Wette, und hatte dennoch Zeit genug, für Röschen auf ein kleines Fest am Sonntage oder am Festtage zu sinnen. Sie spann, sie webte, sie machte die Kleider, und der kleine wohlfeile Schmuck war für Röschen.

Robert hatte das alles selbst gesehen, und sich erzählen lassen in den ersten acht Tagen, die er hier war.

„Ach!“ sagte Horatio — „und diese Stille dabei, diese himmlische Ruhe, dieses Lächeln ohne Worte! Wie ist es möglich!“

„Alles Erhabene ist still!“ sagte Robert — „still ziehen die Wolken am Abend empor, still wirft die Sonne ihr Licht und Reichthum in die Erde, still zieht der Frühling über die Erde, still nähert sich das Grab dem müden Menschen.“

„Warum hat sie Walen verlassen?“ fragte Horatio.

„Um hier glücklich zu seyn! antwortete Robert schnell aufstehend, in großer Bewegung. Er ging zwischen die Felsen. Er hatte bis jetzt das Herz nicht gehabt, ein Wort davon zu sagen, daß Sophronia wieder mit ihm sollte. Wie konnte er diesen glücklichen Menschen die Quelle ihres Glücks entreißen? Wie konnte er Sophro-

phronien selbst, die hier — das mußte er sich gestehen — ruhiger war, wieder bereden wollen, mit ihm zurückzukehren? Und doch fühlte er jetzt eine Sehnsucht, nie, nie das Mädchen von seiner Seite zu lassen!

Sein Herz schwankte; seine Wünsche waren ungewiß. Er sagte nichts; aber er träumte von einem höhern Glück für sie alle, dem er doch keinen Namen geben konnte.

Robert blieb noch acht Tage bei Horatio; aber je länger er blieb, desto überzeugter wurde er, Sophronie werde nicht mit ihm gehen. Da warf er ihr desto feuriger die Bilder der Liebe vor, die sich in Walen nach ihr sehnte. „O, meine Mutter, liebe Sophronia," sagte er — „wird sich nach dir sehnen, an jedem schönen Tage, den sie mit dir nicht theilen kann, bei jeder Sorge, die du sonst halb auf dein Herz nahmst. Die Freude wird ihr ohne dich ein Schmerz dünken, die Sorge wird ihr schwerer werden."

„Robert, mußtest du mich an Annen, ach, an die schönste Seele erinnern?"

„Mein Vater, mein Großvater wird sich nicht weniger nach dir sehnen, Sophronie."

„Guter Robert, es muß eine Stunde kommen, wo ich dir es sagen kann, warum ich so undankbar gegen Eure Liebe war. O sie muß kommen! Nur zerdrücke jetzt das Herz nicht mehr!

Glaube mir, Robert, hier bin ich glücklicher, hier! hier! dieses ist meine Erde, bei Euch war sie mein Grab. Hier drücke ich den Fuß fester in meine Erde, hier wachse ich wieder mit neuen Lebensfasern fester an das Leben; aber nur hier! Glaube mir, und frage mich nicht! Hier entsprießt mir ein fremdes Glück, ein fremdes Leben; laß mich hinein wurzeln ins Leben. Werde ich denn aufhören, Euch zu lieben? Werde ich mich nicht in meiner frohesten Stunde hinüber sehnen zu Euch? O Robert, schweige! schweige! Hier seh' ich Augen, die durch mich lächeln; hier finde ich eine Liebe, die ich ersetzen kann. O sieh, wenn das Gemurmel der Wellen des Stroms hier zu mir herüberdringt, oder der Mond geht mir über dem Felsen auf — Euch hat er schon geleuchtet — o Robert, so ist's schon genug! O so tritt der unvergeßliche Geist Eurer Liebe ohnehin zu mir, und glänzt, und redet mich an, und zieht mich zu Euch! Ach Robert! die Zeit rollt nie zurück, sondern ewig vorwärts. Dann trockne ich unaufhörlich das Auge, und stille die flammende Sehnsucht an Röschens Herzen, die ich beglücke, in Horatio's Armen, der mich auch einmal liebte, wie du! O laß mich hier fest wurzeln! Hier klingen die Saiten meines Herzens, wenn nicht fröhlich, doch nicht schmerzlich! O locke mich nicht hinüber, wo ich nur sterben kann unter

Wohlthaten, die ich immer empfange, nie vergelte."

Das Alles sagte Sophronia in Absätzen, Zwischen jeder Pause träumte sie eine Minute lang. Robert schwieg ganz. Und niemals sagte er ihr wieder ein Wort, mit ihm zu reisen.

Sophronia fragte nicht nach Jakobinen, als nur im Beisein der Andern. Aber sie bat ihn nicht, zu bleiben, da er von seiner Abreise redete. Er dachte jeden Morgen dran; aber sah er Sophronien: so schwieg er davon, und jeden Abend legte er noch einen Tag zu.

Einen Monat war er dort, da sagte Sophronia mit einem himmlischen Lächeln: „Du sehnst dich nach Hause, Robert! Nicht wahr, du willst Morgen gehen? Sie erwarten dich Alle! Alle! bleib noch meinetwillen drei Tage, dann sollst du reisen."

Er antwortete nicht; aber er blieb noch drei Tage. Den letzten Abend ging Sophronia mit ihm die Felsen hinauf. Sie setzte sich mit ihm dahin, wo er die Nacht, da er nach Koblenz kam, geschlafen hatte. Sie hielt seine Hand in ihrer. Sie sah lange und schweigend vor sich hin. Kaum ein Seufzer hob sich aus der Brust voll ewiger, hoffnungsloser Liebe, und dennoch voll Frieden.

„Versprich mir Eins, Robert! Willst du? Versprich es mir!“ sagte sie. Er sah auf gen Himmel, und versprach es ihr.

„Sieh mich nicht eher wieder, als bis Jakobine deine Frau ist, und nicht früher, als nach drei Jahren. Versprich mirs hier feierlich! Versprich mirs, Robert!“ Er versprach es ihr.

„Dann kann ich freudig von dir Abschied nehmen, Robert, wie eine Sterbende von dem zurückbleibenden Freunde. Und so sage mir, Robert,“ — sie zog ihre Hand aus seiner, sie richtete sich stolz empor; sie sah ihn mit heitern Blicken an — „sage mir, kennst du meinen Schmerz? — —“

„Sophronia! Freundin! das stolzeste Opfer hat dir die Freundschaft gebracht! Ja, ich kenne ihn!“ Thränen drangen aus seinen Augen, als er es sagte; sein Herz wollte zerschmelzen in Liebe.

„Du hast meine Liebe vergolten, Robert. Dieser Augenblick macht mich seliger, als alle meine Wünsche, hätte sie das Schicksal erfüllt.“

Sie sanken einander an die vor Wonne zergangenen Herzen.

„O, es ist die seeligste Stunde, wo zwei Menschen sich aufrichten, erhoben von der Tugend, begeistert von der ewigen Freundschaft, im hohen Vertrauen auf sich selbst, einander ihre

Herzen zeigen. Niemand spotte des Mädchens, das, vergessend ihr Geschlecht und das Leben, im göttlichen Vertrauen auf die Tugend, dem Freunde ihr Herz öffnet. Diese furchtlose Aufrichtigkeit ist nur der Tugend würdig.

„Das Leben ist überwunden!" sagte sie jetzt mit frohen Blicken — „Ich bin unsterblich! Lebe wohl! Jetzt sollst du gehen, Robert! diese Nacht noch! und der Engel des Friedens begleite dich, und meine ewige Liebe!"

Sie gaben sich noch einmal die Hände, sahen sich an, und Sophronia, ging langsamer, wie ein erhabener Geist, durch die Mondbeglänzten Felsen nach Hause zurück. Robert ging den Rhein hinauf. Von dem nächsten Orte, sendete er Horatio'n ein paar Zeilen, um Abschied zu nehmen, und alles Geld, was er entbehren konnte; und mit einem Gefühl im Herzen, das zu groß war für dieses Leben, ging er zu Fuße durch Deutschland, und war in zehn Tagen in Walen.

Bernhard studirt den Seneka.

„Das Taschenbuch?" fragte Robert verdutzt, und faßte an alle Taschen, zog ein paar

Hemden heraus, ein paar Tücher, aber das Taschenbuch nicht. „Welch Taschenbuch?“ fragte er endlich.

„Worin meine Briefe lagen!“

„Ach das!“ Er griff geschwind an eine Seitentasche. „Gottlob!“ riefen Alle aus einem Munde, da sie die Bewegung seiner Hand sahen. Aber seine Hand kam leer wieder hervor. „Das Taschenbuch,“ sagte er nachsinnend — „es war ganz leer. Ich weiß nicht, wo ich es gelassen habe. Es ist fort!“

„Lieber Junge, besinne dich!“ sagte Bernhard, seinen Zeigefinger an Roberts Stirn legend — „besinne dich; denn in dem Taschenbuche steckte — Fortunatus Wünschhütlein.“ Robert sah ihn mit großen Augen an. „In Wezlar“ — hob er an — „hatt' ich es noch. In Hersfelde auch noch. Ja! Aber es war nichts drin, Großvater, nichts als ein paar reine Blätter Papier. Es ist fort! Und ich weiß nicht, wo es verloren gegangen ist.“ Er wendete alle Taschen um, da er die Großmutter so erblassen sah. Er suchte es an Orten, wo es nicht seyn konnte, da die Großmutter mit einem Jammergeschrei die Hände zusammenschlug. Es war fort. Er widerrief so gar, daß er es in Wezlar noch gehabt hatte.

Der Großvater runzelte die Stirn, und schwieg. Er drehete sich von seinem Enkel bloß ab, und

sah finster zu Boden. Er würde in derbe Flüche über das verdammte Geschick hergefallen seyn, hätte nicht die Großmutter ihm die Flüche vor den Lippen weggefangen. „Das Gott erbarme!" rief sie schluchzend — „O so werden wir noch in unserm Alter den Menschen zu Schande und Spott! O Herr; ich kann nicht sagen, du lässest deinen Diener in Frieden fahren!"

„O," sagte Bernhard, der dem Reize, zu widersprechen, nicht mehr widerstehen konnte — „Fahren? wenn der Herr uns noch fahren ließe! Wir werden wohl demüthig gehen müssen."

„Was werden die Nachbarn sagen? wenn sie sehen, hören — Wir werden zum Gelächter werden der Welt."

„Wir wollen mit lachen, Mama! so — hört die Welt auf, dafür stehe ich."

„Armer Junge! Wir werden von irdenen Tellern essen, wie Bettler."

„Der König Aeneas aß von Blättern, und der große König Friedrich im siebenjährigen Kriege aus der Hand, wenn er etwas hatte."

„Robert kommt um Jakobinen."

Hier wendete sich Bernhard zu Robert um. Die seltsamen Klagen der Großmutter und seine Antworten hatten ihn schon wieder erheitert. Er sah Roberten an, der ganz blaß wurde, und rief: „Ja, da sitzt der Teufel!

Ja, das ist ein wahres Wort, ein wahres Jammerwort, dem ich mit keiner Philosophie begegnen kann. — Ja, Mama, sehen Sie, das Wort drückt aus meinem Herzen so gut Thränen, als aus Ihrem. Er kommt um Jakobinen!"

„Das Testament bleibt wie es war," fiel die Großmutter ein.

„Gut, da haben wir schon von dreihundert fünf und sechzig Tagen im Jahre Einen zu essen, und zwölf Schüsseln, und unter Kronleuchtern, und von Silber." Er wurde immer heiterer, je mehr die Großmutter bloß die glänzende Seite des Reichthums, den sie verloren hatte, vorkehrte."

Bernhard wollte, trotz allen unnützen Versuchen, die er bisher gemacht hatte, doch noch immer den Kopf der Großmutter zurecht rücken. „Ihr Herz ist ein Diamant in reines Gold gefaßt," sagte er oft von ihr. „Mama," sagte er — „Was haben wir denn gehabt? Wie gelebt? Wie wahre Bettler ohnehin gegen einen Schreiber bei dem Gouvernement in Kalkutta. Unser Haus ist eine Bettlerhütte gegen das Haus des Raya in Agra; die Beschreibung liegt auf meinem Tische. Sie singen alle Tage gegen die zeitlichen Güter, und jetzt weinen Sie um das, was Sie singend so oft Koth und Unrath genennt haben."

Aber die Großmama war eine Frau. Sie antwortete darauf nicht ein Wort, sondern: „Hätten Sie Ihr Vermögen nicht in den Deckel des Taschenbuchs gesteckt! Hätten Sie die beiden Taschenbücher nicht verwechselt! Hätten Sie" — und so fuhr sie fort, noch Zehen: „Hätten Sie" — hervorzubringen.

Da hob Bernhard an, auf Robert zeigend: „Hätte er, der junge Mensch da, als er Sophronien nacheilte, so viel Bedächtlichkeit wie ein Mann gehabt: so gab ich ihm das rechte Taschenbuch; hätte er das Taschenbuch nicht wie ein junger Mensch verloren, und sähe er nicht so blaß aus wie ein Leichenhemde: so — —"

„Verdammtes Schicksal!" sagte Robert. „Verdammtes Schicksal!" wiederholte Bernhard, und sah die Großmutter an, die aber ihre Litanei von irrdenen Tellern wieder anhob.

Bernhard ging. Es that ihm so wehe, wie einem von ihnen, Annen ausgenommen, die nicht einmal glaubte, daß Jakobine verloren wäre; aber er war gewohnt, alles in ein System zu bringen, und so — zog er trotz seinem Schmerze den Seneka hervor. Er wollte sehen, ob der Trost, den der Philosoph zu bieten hatte, seine Empfindung besiegen würde.

Er warf ihn an die Wand, als er ein Paar Seiten gelesen hatte, und er überließ sich dem

Zuge seiner Gedanken, die Seneka dennoch in den Gang gebracht hatte. Anne hatte indeß die Großmutter ziemlich getröstet, mit der Vorstellung, daß der General Bernharden noch große Summen schuldig sey, die nicht verloren wären; daß Beil gewiß zutreten werde, so bald er ihr Unglück erführe. Ach, die gütige Frau, füllte auch ihres Sohnes Brust mit neuer Hoffnung, die ihm jetzt sicherer als je schien, weil der Unglückliche weit mehr hofft, als der Glückliche!

Da öffnete Bernhard die Thüre. Er lehnte sich mit dem Rücken an den Tisch, eine Stellung, die er fast allemal annahm, wenn er feyerlich reden wollte. „Wenn ich mir vorstelle," hob er an, und wendete seine Augen rings umher — „daß die Menschen alle Jahre einmal arm würden: so würden wir so wenig darüber klagen, als daß alle Jahre einmal die Blätter abfallen. Daß das Taschenbuch zum Teufel ist, hängt eben so fest mit der Nothwendigkeit zusammen, als daß ich greises Haar habe, worüber ich nicht murre."

„Seneka ist ein Narr mit allen seinen Trostgründen; ich hoffe, Euch bessere zu geben." Die Großmama, die schon halb von Annen getröstet war, wendete ihm ein frohes, aufmerksames Gesicht zu, und faltete wenigstens die halben Finger in einander.

„Ein Mahler,“ fuhr er fort — „ich weiß nicht, welcher, konnte mit Einem Pinselzuge, wie Peter Kamper erzählt, aus einem lachenden Kinde ein weinendes machen. Das kann die Vorsehung auch, wie wir an uns sehen. Aber daß er aus einem weinenden Kinde mit Einem Zuge ein lachendes machen konnte, sagt Kamper nicht; aber das kann die Vorsehung, und das tröstet mich.“

„Ginge diesen Mittag mein Deckelkrug entzwei: so müßte ich aus einem Glase trinken; und würfe dort Robert das Glas hin, wie das Taschenbuch: so müßte ich aus einem irrdenen Topfe trinken; und wollte ich darüber mein Haar ausreißen: so würde mir die Mama sagen, und mit Recht: ich sollte mich fassen, um meine Pflicht zu thun. Ist es Pflicht, mich heute darüber zu fassen, daß ich aus einem Topfe oder aus der Hand trinken muß: so ist's auch Morgen Pflicht, und mein ganzes Leben hindurch. Und wäre Verlust und Schmerz gränzenlos groß: so macht doch die Zeit nach und nach das Kunststück des Mahlers; sie macht aus dem weinenden Kinde nach und nach ein lachendes. Warum wollen wir der Zeit nicht helfen, zum Henker, und das Kunststück selbst lernen, um uns aus weinenden Kindern in lachende zu verwandeln, da es ohnehin Kindereyen sind, über die wir weinen?“

„Kinderei!“ sage ich — „Der Mama träumte neulich, sie wäre eine Königin. Warum beweinte sie den Verlust ihrer Krone nicht? Weil es ein Traum war? Ist denn das Leben mehr als ein Traum, der nur ein paar Minuten länger dauert?“

„Davon sagt Seneka nicht ein Wort. Was ist denn also Unglück? Ein Wort, ein Ton, der vor der Vernunft verschwindet, wie vor der Zeit, und zuletzt doch im Grabe. So ist's doch besser, er verschwinde vor der Vernunft.“

„Laßt den Schmerz, laßt die Gicht mich an ihren Laurentius Rost noch vierzig Jahre festmachen —“

„Guter Gott!“ seufzte Anne — „o höre meines Vaters Worte nicht, oder verzeihe sie ihm!“

Da sah Bernhard Annen mit einem zärtlichen Blicke an. „Guter Gott!“ rief er — „erhöre das Gebet meiner Tochter! — Ja, es gibt Schmerzen, unter denen die Nerven des armen Menschen sich krümmen, und immer wieder krümmen: O höre das Seufzen der Kranken, das Jammern, das der Schmerz aus der Brust des Gemarterten zieht! Ja, Anne, ich war ein Narr, so gut wie Seneka. O ja, ja! Gott lasse seinen Strahl des Trostes in die Gefängnisse fallen, wo das Gerassel der Schlösser, der Riegel, die der harte Kerkermeister öffnet,

die Freude, die Hoffnung des einsam Eingesperrten ist, der seit zwanzig Jahren kein Licht sah, als einen Augenblick lang durch die geöffnete Thüre; der keine Stimme hörte, als die Flüche seiner Wächter, und doch darnach sich sehnt, weil sie ihm dennoch tröstend scheinen! O das ist Unglück! O es ist viel Unglück auf der Erde, gegen das kein Trost hilft, als das Grab! O Anne, wenn ich dich verlöre, dich Anne! Dich!"

Hier flog er in Annens Arme, und drückte sie an sich. Seine Rede war zu Ende. „Aber," setzte er dennoch hinzu — meine Armuth soll mir keine Seufzer erpressen, so lange die Sonne mich noch bestrahlt; so lange ich Euch alle behalte und liebe."

Die Großmama schüttelte den Kopf, als er, ohne ein Wort von des Generals Verpflichtungen zu sagen, oder von Beil, hinaus ging.

Bernhard und Robert.

Bernhard erwähnte der Schuldverschreibungen des Generals eben so wenig, als seines Freundes Beil; aber die Großmama faßte mit jedem Tage mehr Hoffnung; denn Bernhard ging Trepp auf, Trepp ab, trallerte, pfiff,

hielt Jedem, der ihm begegnete, auf jedem Treppenstuhle närrische Reden, die durchs ganze Haus schallten, besonders an die Mama, die am Ende jeder Rede sagte: „Im Ganzen haben Sie Recht!," weil sie sich auf die Schuldfoderungen verließ, und auf Beil.

Nur der arme Robert ging, ohne ein Wort zu sagen, umher, mit einem trübseligen Gesichte. Er übersann sein Schicksal. Er erzitterte vor Jakobinens Wiederkunft sogar: weil dann entschieden werden mußte. Bernhard sah ihn oft an, nannte ein halbes Dutzend Heldennamen her, die aber bei Robert gar nichts würkten. Da nahm er den Jüngling mit in den Wald, wo eine Eiche gefällt werden sollte.

„Was willst du Robert," fing er an — „sollen wir die Eiche einmal, wie die Wilden, mit scharfen Feuersteinen abhauen, oder mit unsern Aexten?" Robert sah ihn an. „Es ist mein Ernst, Bursche;" sie fällt am Ende auch, nur nach drei Monaten erst. Sieh mir ins Auge, Robert, Dein Gram ist diese Eiche. Die Zeit wird sie fällen, das wirst du nicht leugnen. Dein Gram wird mit jedem Monate leichter werden. Warum nimmst du nicht lieber die Axt? Robert, du bist unter den Mustern der alten Heroen erzogen. Soll deine Großmutter sich deiner schämen? He!?"

„Du verlierst eine Geliebte; die Großmutter nichts, als einen verächtlichen Reichthum. Ist denn das Muth, etwas gleichgültig zu verlieren, was man nicht achtet? Wer ist denn der Feige? Ich bin, denk ich, ärmer, als ihr Alle meint, das wird bald losbrechen; dann haben wir zu kämpfen mit tausend Dingen. Seufzer werden einziehen in unsere Zimmer. Ich bin ein alter Mann, ich kann keine Bequemlichkeit mehr entbehren, woran eine lange Zeit mich gewöhnt hat. Sieh, ich dachte, hohl's der Henker, auf Roberts Gesichte will ich Muth hohlen, wenn mirs dran fehlt, und nun aber sieht dein Gesicht aus, wie ein Thränenkrug, wie ein Zeichen des schlechten Wetters im Kalender, wie eine Warnungstafel gegen Fußeisen und Selbstschüsse. Deiner Mutter Herz wird der Gram verwunden; aber dein trostloses Gesicht wird es vollends zerspalten."

„Soll der eiserne Arm des Schicksals dich erschlagen, wie er andre Leute, als wir sind, erschlagen hat, die für etwas größeres kämpften, als für den Nachtigallengesang der Liebe, für die Freiheit ganzer Nationen: so beuge dich nicht erblassend und zitternd unter dem Arme, dem du nicht ausweichen kannst. Fall' anständig, wie Lukretia, die dem Tode in einer keuschen Stellung in die Arme fiel. Fall, wie ein Mann! und sey der Trost, sey der Muth deiner ganzen Familie!"

„Zum Teufel, mußt du weinen, gut! Ich muß es auch.“ — Bernhard's Augen fingen an, naß zu werden — „so zieh das Visier vor das weinende Mädchengesicht! Kurz, haue die Eiche mit einer Axt um! Und damit gut.“

Der Jüngling schlug seine Arme um den Großvater. „Bei Gott!“ rief er — „Niemand soll meine Thränen sehen, als Sie, lieber Vater! Ich bin unglücklich; aber wir wollen einen Scherz aus dem Leiden machen, und ein Märchen aus dem Tode selbst!“

„Willst du so, Robert? — so — so — siehst du — könnte ich auch wohl die Sache noch hinhalten, lieber Junge! Der General ist mir eine große Summe schuldig, die ich freilich für ihn geborgt habe. Er muß noch immer glauben, daß ich ein steinreicher Mann bin. Ist die Hochzeit gewesen: so mag's ausbrechen. Du behältst immer hier das Gut in Walen, mehr, als ein ehrlicher bescheidener Mann zum Leben mit einer Familie bedarf. So ist dein und Jakobinens Glück wenigstens gerettet.“

„Wie?“ rief Robert, erröthend vor der schönen Hoffnung, „Wie war das? wie?“

„Wie? verstehst du denn nicht deutsch? Arm bin ich nicht; aber dem General, sage ich dir, zu arm, um dir Jakobinen zu geben. Wir spielen noch ein paar Monate die Reichen fort, bis — —“

„Das

„Das ist Ihr Ernst nicht, Großvater," sagte Robert ganz ernsthaft — „Es thut mir weh, daß Sie den Gedanken haben können, mich so zu prüfen. Bin ich ein Bettler: so will ich nicht reich scheinen."

„Du verstehst mich diesesmal unrecht, junger Mensch! Deinen Vater habe ich wohl geprüft; aber dich kenne ich zu gut, um diese Probe mit dir anzustellen. Das weiß ich, Robert. Nein, ich bin sogar noch reich genug, wenn ich — nichts Unrechtes will ich thun — wenn ich etwas thue, was ich vor Jahr und Tag nicht gethan hätte. Aber ich bin, zum Henker, des Emigrirens satt. Ich bin es satt, alle Augenblicke hinter einem Lust- und Freudenspiele, ein Thränenstück mit aufzuführen. An Muth gebricht's mir nicht; glaube mir! Ich habe Geld genug, um ganz hübsch zu leben. Für den General möchte es nicht genug seyn. Sieh, wir leben so fort; das kann ich, wie gesagt, zur Noth, und der General erfährt von dem Verlust des Taschenbuchs nicht ein Wort."

Robert besann sich, lange, sehr lange. Er starrte den Boden an.

„Für ganz recht," sagte Bernhard mit finstern Blicken — „halte ich es selbst nicht; aber auch nicht für ganz unrecht. Entscheide du, junger Mensch! entscheide du selbst! denn deine

Hoffnung steht auf dem Spiele, nicht meine! begreifst du mich?"

„Der General hält Sie für sehr reich?"

„Das war ich, Robert! Ich war sehr reich, sehr! sehr! das wußte der General."

„Und darum willigte er in die Verbindung mit uns?"

„Darum! — Auch bleibe ich reich genug, Robert, daß Jakobine keine Mißheirath mit dir thut, so bald ich will."

Robert starrte wieder den Boden an. „Es ist doch ein Betrug, denk ich," sagte er sehr finster.

„Der Teufel, ja! und auch wieder nicht. Und der Mama Herzeleid hat ein Ende, und dein Jammer auch. Robert, ich habe nie im Leben so zwischen Ja und Nein gestanden. Sancho sagt, zwischen Ja und Nein eines Frauenzimmers kann man keine Stecknadel einstechen. Der ehrliche Sancho, wenn er mich jetzt gekannt hätte, würde es auch von mir gesagt haben. Sieh, ich sah diesen Morgen die Mama auf den Knieen. Wie schlug mir das Herz, Robert! Muß sie gerade können, was ich und du kann? Und du? und du? das ist noch die Frage, wenn ich dein Armensündergesicht sehe, ob du es kannst. Jakobinen verlierst du, Robert, wenn —"

„Jakobinen verlier ich nicht, Vater. Ich werde nur später glücklich.“

Hier brach der Großvater in einen heftigen Ausruf aus, und wiederhohlte ihn noch ein paar male. Er rieb sich die Stirn, er schüttelte den Kopf, er faßte Roberts Arm, er ließ ihn wieder los. „Ja, das ist deine Hoffnung,“ sagte er endlich verdrüßlich — „und, der Teufel! hier stecke ich wieder zwischen Ja und Nein! Liebster Enkel! Ich sage dir, Jakobinen verlierst du, und dann kränkelst du hin mit dem unerfüllten Wunsche, und an deinem frischen Herzen, an allen deinen Freuden. — Der Teufel, du wärest so glücklich, du hast Herz und Muth zu einem glücklichen Leben — aber an jede Freude hängt sich ein Bleigewicht. Ich wollte, du hättest Jakobinen nicht gesehen! Nimm sie, Herzensjunge, und sey glücklich! Liebst du sie mit voller, inbrünstiger Leidenschaft? so recht? einzig?“

„Mein Vater!“

„Nun dann, so zögre nicht! Ich lebe noch ein paar Jahre; und die wollt' ich gern vor fröhlichen Augen hinbringen.“

Robert erkundigte sich noch einmal, und dann sagte er: „Nein, uein! wenn ich wählen muß: so habe ich gewählt. Es ist ein Betrug; ich darf nicht!“

„Du darfst nicht, Robert? Sieh, Bursche, ich möchte dich hier mit Freuden an die volle Brust drücken; denn ich hätte in deinen Jahren auch so gewählt. Aber so — ich bitte dich — laß mir die Buß= und Fasttagsgesichter weg, und trag wie ein Mann, was du selbst gewählt hast! Glaube mir, es ist mir im Leben noch nicht so gegangen, als heute! Aber siehst du, in den feurigen Ofen wäre ich eben so heldenmüthig gesprungen, wie du. Jakobine, Gott gebe, daß du dich nicht irrst! Aber wenn sie ein Mädchen wäre, wie Sancho Pansa sagt: wie denn?“

„O Sie kennen Jakobinen nicht, mein Vater!“

„Das gebe Gott, ehrliche Seele! Und — es freut mich, du hast die Eiche mit einem muthigen Hiebe gefällt; laß uns gehen! — Robert, du kannst unglücklich werden; aber deinen Nächten wird es nie an Schlaf gebrechen, und deinen Tagen nicht an frohen Augenblicken. Ein vorwurfsfreies Leben ist der Panzer, den die Pfeile des Glücks und des Unglücks nie durchbohren. Laß uns gehen! Ich ging auch einmal so, und wendete dem Glück den Rücken zu, wie du. Aber es war etwas in meiner Brust, das auf ein Haar der Seeligkeit des Himmels glich. Mich dünkt, du müßtest das jetzt auch fühlen.“

„Weil ich nicht betrügen will? aber ruhiger bin ich doch jetzt, als vorher.“

„Das eben mein' ich." — Sie schlangen die Arme um einander, und so gingen sie nach Hause.

Jakobine kommt zurück.

Es war des Großvaters Ernst gewesen. Er liebte seinen Enkel zu sehr, als daß er hätte sein Glück nicht retten wollen. Er konnte auf Beil rechnen. Der alte Mann wollte seine letzten Tage ruhig verleben. Er hatte das Gebet der Großmutter gehört, er hatte die Thränen seiner Tochter gesehen, die ihres Sohnes Unglück beweinte. Er sah Roberts stille Verzweiflung, und Reinholds finsteres Schweigen.

Auch jetzt noch, da Robert sich so bestimmt erklärt hatte, ließ er der Sache den natürlichen Lauf. Es wurde keine Veränderung vorgenommen, die auffallend war. Er redete von dem Taschenbuche nicht mehr, er war heiter; die Großmutter wurde es auch wieder. Es schien ihm unrecht, dem General zu verschweigen, wie sehr viel er von seinem Vermögen verloren hätte; aber er schwankte zwischen Entschluß und Entschluß. „Ich werde ja sehen!" sagte er. Ein paar Worte, womit tausend und tausend Menschen eine geheime Wunde ihres Herzens verhüllen.

Da kam der General mit seiner Familie zurück. Jakobinens erste Frage war: „Ist er da?“ und da sie hörte: „Ja!“ da funkelte das Auge, da schlug das Herz voll Wonne. Ihr Gefühl trieb sie hinüber. „Du wirst doch abwarten,“ sagte die Mutter spottend — „daß dein Liebhaber zu dir kommt, oder fürchtest du, er wird auch jetzt nicht kommen?“ Jakobine ging auf ihr Zimmer, und saß am Fenster, und übersah den Weg von Roberts Hause her.

Der arme Robert sah den Wagen wieder einfahren, und er schlug seinen Blick gen Himmel. Der Augenblick war gekommen, der große, entscheidende Augenblick! Statt in Jakobinens Arme zu laufen, lief er ins finsterste Gebüsch, sein Schicksal noch einmal recht hell vor seine Augen zu ziehen. Er konnte nicht mit sich eins werden, wie er dem geliebten Mädchen die Nachricht geben sollte, daß ihrem Glück ein neues Hinderniß im Wege stand.

Darüber ging der Abend hin, und er war nicht gegangen. Am andern Morgen — in der That hatte Jakobine die Nacht auf Dornen gelegen; denn ihre Mutter sagte am Abend nach Tische zu dem General: „In der That, Jakobinens Liebhaber macht sich's sehr bequem.“ Der General antwortete gar nicht, aber er ging doch mit starken Schritten im Zimmer umher, und betrachtete Jakobinen von der Seite. Am

andern Morgen kam Robert den Weg daher, und ging seitwärts den bekannten Weg, der ins Bosket führte. Er wollte Jakobinen erst allein sprechen. Da saß er, und harrte auf die Geliebte, die er recht wohl am Fenster gesehen hatte, und er harrte zwei Stunden vergebens, die Jakobine unter Hingehen-wollen und nicht Wollen zubrachte.

Endlich ging sie; aber ihr Köpfchen nickte dem armen Jungen ein hartes Urtheil auf dem Wege zu. Da hörte er endlich ihren Fußtritt, da trat sie endlich ein, und er, mit den Augen voll prophezeihender Thränen, sank mit der wilden Leidenschaft zu ihren Füßen, und rief: „Jakobine! O Jakobine! endlich sieht dieses Auge seinen Himmel wieder! Dich!"

Da vergaß sie alles, vor diesem Seelenvollen Tone. Sie sank in seine Arme. Aber so ganz ungestraft konnte sie ihn doch auch nicht lassen. Sie legte den Arm um seinen Hals, und sagte lächelnd: „Du machst schöne Dinge! Robert, wenn ich dich nicht so sehr liebte. — Diese Sophronie, Robert, der du nachreitest, gerade wenn ich komme! — Weiß ich auch alles? Robert, alles? was in deiner Seele ist? —"

Sie wußte das Geheimniß nicht, das die Freundschaft ihm anvertraut hatte. Ein schneller Kampf erhob sich in seiner Seele, ob er es Jakobinen sagen mußte oder nicht. Während des Kampfes sah er schweigend auf den Boden.

„Was verbirgst du mir, Robert?“ sagte Jakobine, ihn recht scharf betrachtend.

„Nichts, was mein ist,“ antwortete er muthig.

„O,“ rief sie, etwas fürchtend, was sie nicht kannte: „ist in deiner Seele etwas, was ich nicht weiß: so hast du mich nicht geliebt.“ Sie wendete ihr Auge ab. Da erzählte ihr Robert alles, die Liebe Sophroniens; aber mit so leiser, furchtsamer Stimme, mit einem so ungewissen Gefühle, als sollte sie es nicht hören, als dürfte er ihr es nicht sagen. Er meinte, er hätte der Liebe das größte Opfer gebracht. Er schlug nun seine Arme mit der Empfindung, daß nun Jakobine ganz sein sey, um das Mädchen, und begriff nicht, wie sich Jakobine mit finsterm Blick aus seinen Armen losmachte.

„Also, sie gestand dir, daß sie dich liebe?“ fragte sie kalt — „Das ist seltsam, sehr seltsam! wahrlich, recht sonderbar!“

Robert erzählte noch einmal, und zeigte Jakobinen das schöne Opfer der Freundschaft, das Sophronie gebracht hatte.

Ihr kleiner Finger zerdrückte eine Thräne in ihrem Auge. Diese Sophronie,“ sagte sie langsam und gezogen — „gefällt mir nicht. Du sollst sie nicht wiedersehen, Robert! durchaus nicht!“

„Du fürchtest doch mein Herz nicht, Jakobine?“ fragte er traurig, daß seine Erzählung

eine so verkehrte Wirkung auf Jakobinen gemacht hatte. „Ich weiß, was ich fürchte!“ sagte Jakobine heftig — „Ich glaube, du verschweigst mir recht viel, recht sehr viel.“

Da sanken Roberts Arme auf die Kniee. Er hatte seine ganze Seele in ihre geschüttet; er hatte ein fremdes Geheimniß verrathen; und Argwohn, ein bittrer Argwohn war der Lohn dafür.

„Jakobine,“ sagte er — „du hast meine ganze Seele gesehen. O wie könnte ich nur eine Minute lang dir mißtrauen? wie wäre das möglich?“

Jakobine stand auf, und wendete sich von ihm ab. Dann schnell drehete sie sich zu ihm, und fragte noch einmal: Verschweigst du mir nichts? gar nichts? Diese Schauspielerin, diese Sophronie! diese —“ Ihr Blick sagte etwas viel schlimmeres. Robert erblaßte, daß Jakobine mißtrauisch war. „Sieh, wie du erblassest!“ sagte sie — „warum erblassest du?“

„Mein ganzes Wesen, Jakobine, zittert, daß ich nöthig habe, mich gegen dich zu rechtfertigen. Du kennst mich nicht; aber ich fürchte, ich kenne dich auch nicht.“ Er redete, so ernst, so starr, so furchtlos sie betrachtend, daß sie sich überzeugte, sie würde nicht betrogen. Sie sank lächelnd in seine Arme, scherzte, lächelte, liebkoste, und alles war vergessen. Der Sonnenschein der Liebe hellte ihre Herzen wieder aus.

„Nun laß uns zu meinen Eltern gehen, Robert!“ sagte sie.

Da sah er sie mit neuer Trauer an. Er erzählte ihr den Verlust des reichen Taschenbuchs, und ihres Vermögens.

Hier fuhr Jakobine voll Schrecken zurück. Sie ließ sich das Alles noch ein paar mal wiederholen. Dann sagte sie finster: „Die unglückliche Reise! Mußtest du sie machen, Robert? mußtest du — uns unglücklich machen?“

„Habe ich denn Vorwürfe verdient, Jakobine?“

„Mußtest du ihr nachreißen?“ fragte sie noch einmal, und weinte.

„Mußte ich nicht? Jakobine! sollte meine Schwester vor Elend, vor Gram, in der öden Welt, wo kein Herz sie kannte, umkommen? Sollte Sie? meine Schwester, meine unglückliche Schwester?“

„Und du verlorst lieber mich?“

Er sah sie starr an. Er begriff sie nicht. Aber nun warf sie sich wieder mit der ganzen heißen Leidenschaft in seine Arme, und beklagte ihr Unglück an seiner Brust. Er vergaß alles wieder. Er liebte sie unendlich.

„Ganz arm, guter Robert?“

„Nein, Jakobine. Es bleibt mir noch genug, dir alle Bequemlichkeit zu verschaffen, woran du gewöhnt bist.“

„Nun dann: so braucht ja mein Vater nichts zu erfahren, Robert!“

„Er muß doch wohl, liebe Jakobine!“

„Warum?“

„Wird mein Großvater schweigen?“

„Wenn du ihn bittest.“

„Darf ich das, Jakobine?“ Sie sah ihn starr an. „Darf ich deinen Vater um seine Einwilligung betrügen?“

„Er soll's nachher erfahren.“

„Wenn es zu spät ist?“

„Zu spät sagst du?“ erwiederte Jakobine, sich aufrecht vor ihn hinstellend — „Zu spät? um unsere Verbindung zu hindern? das sagst du? Himmel, das höre ich zu spät, fürchte ich! Also für mich kannst du nichts thun, nicht einmal schweigen? für Sophronien kannst du alles! alles!“

„Jakobine, darf ich deinen Vater betrügen?“

„Du wolltest mich ja ihm entführen. Aber das war damals! ach, damals war alles anders!“

„Das durft' ich, Jakobine. O geliebtes Mädchen, auf diesen deinen Muth, auf diese Liebe rechne ich noch jetzt, auf deine Treue, auf unsere Herzen, auf dich! O Jakobine, mit einem Betruge kann ich dich nicht erwerben.“

„Mit einer Entführung also? Ist eine Entführung nicht noch etwas Ueblers? Ist sie nicht ein Verbrechen?"

„Gott! Jakobine, was sagst du? du hieltest sie für ein Verbrechen? Und — Er zitterte; er zog sie mit dem zitternden Arme an sich, um zu hören, daß sie Nein sagte. Sie sagte nicht nein. Sie sagte mit zürnenden Thränen: „Ja, Undankbarer! ja, um dich glücklich zu machen, wollte ich das Verbrechen begehen. Ich verließ mein väterliches Haus, meinen Rang, alle Freuden des Lebens, du Undankbarer! um glücklich zu seyn, um glücklich zu machen! und du, o du, du kannst nicht einmal ein paar Tage lang für meinen Besitz schweigen!"

„Aber das Schweigen ist eine Lüge und Betrug, Jakobine!"

„O, die du vor deiner Reise zu der Schauspielerin nicht gescheut hättest!"

Jakobine!" rief Robert erschrocken — „was höre ich!"

„Zwischen Ja und Nein eines Frauenzimmers, sagt Sancho, kann man keine Nadel einstecken, Ew. Exzellenz!" sagte Bernhard, der sich mit dem General dem Bosket näherte.

„Da kommt mein Vater!" rief Jakobine, trocknete schnell die Augen, flüsterte ihm zu: „Schweige ja! hüpfte ihrem Vater lachend entgegen, und sagte: „Ich habe den Flüchtling

wieder.“ Alle vorigen Empfindungen waren von dem lachenden Gesicht wie weggelöscht. Robert wollte sich begreifen; doch er behielt sein bestürztes Gesicht noch immer. Aber des ehrlichen Sanchos Sentenz fiel ihm nicht ein. Er hatte alles vergessen; das lachende Gesicht Jakobinens entzückte ihn. Er sah sie mit funkelnden Augen.

Der General sah Roberten an. „Sie hat dir eine Predigt gehalten, Robert,“ sagte er — „die du verdient hast! aber mich dünkt, er hat noch Recht obendrein.“

„O ja,“ sagte Jakobine lachend und doppelsinnig — „er will mir zur Liebe nicht einmal schweigen, und das ist doch wohl das Wenigste, was ich von ihm verlangen kann. Befehlen Sie es ihm doch, mein gnädiger Vater!“

„Ich befehle es dir also, junger Mensch, zu schweigen, bis sie will, daß du reden sollst! Sehen Sie, alter Freund, daß sie eine gute Hausfrau seyn wird?“

„Ich danke Ihnen, mein Vater,“ sagte Jakobine mit einer Verbeugung — „daß Sie es ihm selbst befohlen haben. Nun, denk' ich, wird er wohl gehorchen!“ Sie gab Roberten einen Wink. Der arme Junge bewunderte ihren schnellen Witz. Sein Herz wallte ihr entgegen; und doch fühlte er tief im Innern seiner Seele, sie sollte so nicht scherzen.

„Sehen Sie," sagte der General lachend —" da haben wir's. Wie war's? Wie sagte Sancho Pansa? Nein, Jakobine, wenn der nicht schweigt: so weiß ich nicht, was reden heißt."

„Er schweigt und redet, und reist und reitet immer zur unrechten Zeit," sagte sie wieder doppelsinnig. Der arme Robert fing an zu reden, um Jakobinen zu gehorchen. Der General nahm ihn mit auf das Schloß; aber Robert blieb ein wenig hölzern. Er konnte nicht begreifen, wie Jakobine noch fortfahren konnte, so doppelsinnig fort zu scherzen. Er wurde traurig, weil sie ihm in einem Augenblicke, da sie mit ihm allein war, sagen konnte: „mein Vater hat Dir befohlen, zu schweigen, bis ich Dir befehle, zu reden. Also jetzt —"

Er sah Jakobinen traurig an, und antwortete nicht ein Wort. Sie glaubte den Sieg erfochten zu haben. Sie drückte seine Hand an ihre volle Brust, und er, er ging mit dem unangenehmen Gefühl, über sich selbst ungewiß zu sein.

Das Unglück bricht aus.

Der Großvater hatte recht wohl den Sinn von Jakobinens doppelsinnigen Worten verstanden. Er wußte recht wohl, was Robert verschweigen sollte. Er kam also pfeifend und singend zu Hause; denn das Schauspiel von Roberts Herzen hatte alle übrigen Vorstellungen verschlungen.

„Sie sind ja recht heiter?“ sagte die Mama.

„Ja, ja, es erheitert mich, wenn ich eine Eiche mitten im Orkan, der sie zu Boden beugen will, unbewegt, trotzig da stehen sehe. Sie bricht! laß sie brechen! aber beugen soll sie sich nicht.“ Der Alte sagte das mit schimmernden Augen, die Anne verstand.

„Woran denken Sie, mein Vater?“ fragte sie.

„An Ven Tien Sians Gürtel, des Ministers der unglücklichen Song in Schina. Ein Minister faßte den letzten Kaiser aus dem unglücklichen Hause Song, einen Knaben von neun Jahren, hob ihn empor, rief: stirb, weil es seyn muß, aber beuge dich nicht; und stürzte sich, der Treue! mit ihm ins Meer. Der wilde Eroberer des Reichs ließ bekannt machen, jeder Staatsbedienter sollte seine Würde behalten. Ven Tien war sein Gefangener. Man stellte ihm vor; es sey weise, dem Schicksal nachzugeben. Aber Ven Tien wählte den Tod. Man fand auf

dem Gürtel der Leiche diesen Spruch des Con Fu Tse gestickt: es ist besser, daß ein Menschenleben untergehe, als eine Tugend!"

Er war unendlich bewegt. Anne, fragte nicht weiter, so viel sie auch errieth. Die Großmutter hielt dem Minister eine Lobrede.

„Wie aber?" fragte schnell Bernhard — „wenn nun der Minister Reinhold hieße, oder Robert? Aber —" und er reichte der Mama freundlich die Hand — „wenn auch — gibt es doch Menschen, die sich besinnen müssen, ob der Schinese nicht ein Narr war."

Er pfiff im ganzen Hause umher, sah listig und fröhlich aus, wie ein Eichhörnchen. Die Mama sagte: „Es steht alles gut, sage ich, Anne: weil er so pfeift."

Anne antwortete ernst: Mein Vater denkt an etwas Größeres, als an Gold, weil er so pfeift."

Robert kam auch zu Hause; aber ohne zu pfeifen. Seine Stirn war kraus, sein Mund stumm. Die Großmutter sagte alle Augenblicke zu ihm: „Höre doch nur, lieber Junge, wie fröhlich der Großvater sein Stückchen pfeift! Sey doch munter!" Aber er war es nicht, und wurde es nicht.

Der Großvater ging dem Enkel aus dem Wege; denn er wollte mit ihm nicht über die Tugend dingen und handeln.

Robert ging allein; er mochte sich jetzt noch so viel Jakobinens reitzendes und liebreiches Gesicht vorstellen: es blieb auf dem Grunde seiner Seele eine unangenehme Empfindung zurück, über die er nicht Herr werden konnte. Jakobinens Scherz über sein Schweigen schien ihm zum mindesten nicht zart genug. Aber dennoch kam er zu keinem festen Entschlusse, er ließ sich treiben von den Wogen des Schicksals.

Jakobine glaubte zwar nicht recht daran, daß Robert den Sturz seiner Familie bekannt machen würde; aber sie hielt es doch für rathsam, durch eine schnelle Verbindung mit dem geliebten Robert die Entdeckung des Unglücks, die ein Zufall veranlassen konnte, zu verhindern.

Mit dem unwiderstehlich liebkosenden Wesen umflatterte sie den Vater. Sie setzte sich nach Tische während des Mittagsschlafs ihrer Mutter zu ihrem Vater an seine Weinflasche und trank ein Glas selbst und spielte und sang ihm fröhliche Jagdlieder dazu.

Mit der Sonne war sie auf im leichten Jagdkleide, einen Hut mit der hohen Feder auf der Stirn, eine leichte Büchse auf dem Rücken, von den Jagdhunden umgeben, und lud ihren Vater zu einem Ritt in den Forst ein. Sie setzte über Gräben und Zäune, sie konnte ihr Hussa durch das Feld so laut rufen, wie ein Jäger.

Wie hätte der Vater da widerstehen können! unmöglich!

Sie hatte die Kunst, ihren Vater zu bereden, aus ihrer Verbindung mit Robert ein frohes Jagdfest zu machen. Sie wollten den Jüngling zu einer Jagd einladen und auf dem Vogelheerde, wo ein hübsches Schießhäuschen stand, dem Lieblingsort des Generals, sollte die Trauung seyn.

Der General lächelte. „Väterchen!" rief Jakobine — „morgen! schon morgen! und unsere Jäger blasen ein Jagdlied dazu," und nun sang sie mit schallender Stimme das Lied, das sie meinte.

Der Vater versprach in der Freude, versprach es, in der raschen Vorstellung der Jagdlust, der Ueberraschung, auf seine Ehre.

Sie hatte den Sieg gewonnen.

Im Zurückreiten bestellte sie Roberten zu einer Jagd auf morgen, und war so ausgelassen fröhlich, daß ihr Vater nicht zur Besinnung kommen konnte.

Sie ging den Tag über nicht von des Generals Seite. Alle Anstalten wurden heimlich getroffen, das Schießhaus zu dem Feste eingerichtet, und Jakobine, triumphirend, daß sie großmüthiger sey, als der geliebte Robert, daß sie ihn und ihren Vater, und alle überlistet hatte, warf sich heiter in die Arme süßer Träume.

Am andern Morgen winkte sie dem Vater listig zu, und sie ritten in Roberts Gesellschaft, begleitet von Bernhard und dem ganzen Jagdtroß der Jäger und Hunde in den Forst. Die Jagd war glücklich, der Vater unendlich heiter; denn Jakobine schoß zum erstenmale ein wildes Schwein.

Robert war ernst und grübelnd; er hatte nichts geschossen. Der Großvater pfiff bald, wenn er an Ven Tiens Gürtel dachte, bald ging er finster hinter allen andern her.

Gegen Mittag zog die ganze Jagdgesellschaft unter blasenden Hörnern dem Schießhause zu. Jakobine sang das frohe Lied vom Jägermädchen; ihre fröhliche Laune, die, wenn sie mit Roberten einen Augenblick allein war, sogleich in eine rührende, still begeisterte Liebe überging, hatte doch endlich seine Brust froheren Hoffnungen geöffnet. Es ging ihm, wie ihrem Vater; er konnte nicht widerstehen. Ach, er faßte die weichen Hände, bedeckte sie mit Küssen. Er drückte sie an seine Brust voll unendlicher Liebe.

„Was würdest du für Jakobine thun?“ fragte sie ihn, da sie das Schießhaus durch die Tannen scheinen sah.

„Tausendmal für dich sterben, Jakobine,“ antwortete er.

„Ich glaube,“ sagte sie, mit einer unendlichen Freude, in den funkelnden Augen — „ich

thue heute mehr für dich!" Und sie standen an der Thüre des Schießhauses. Der General öffnete es. Die Wände waren mit Eichen- und Tannenzweigen behangen, mit Festons von Astern und Malven dazwischen. Robert fand seine Eltern hier und die Großmutter. Sie waren zu Mittage hieher geladen.

Da fuhr auch der Generalin Wagen vor, und sie stieg aus. Der General empfing sie mit einer wärmern Umarmung, als sonst. Es war zwischen Vater und Tochter verabredet, daß die Tochter nicht thun sollte, als wüßte sie etwas. Jakobinen fing an das Herz ängstlich zu schlagen, aber vor hoher Freude, daß sie nun endlich die Stunde erreicht hatte, wo sie ganz vollkommen glücklich seyn sollte. Alle sahen sie sich unter einander an. Der General nur stand mit dem Gesichte voll Lust mitten unter ihnen. Jakobine stellte sich so, daß ihre Mutter das glühende, frohe Gesicht nicht sah.

Die Jäger bliesen draußen, und Jakobine mußte singen das Lied vom jungen Jäger.

Sie sang mit bebender Stimme, mit ungewissen Tönen:

„Da sinkt das Mädel liebewarm
Wohl in des Jägers Arm.
Das Horn erschallt
Aus Busch und Wald:
Der Jäger horcht, und hält entzückt
Das schöne Mädel festgedrückt,
Voll Lieb' und Lust,
An seiner vollen treuen Brust."

Hier ergriff der General Jakobine, warf sie in Roberts Arme, und rief: „Da sing's noch einmal, Bine! und macht es beide ordentlich, was du singst.“

Jakobine zitternd, mit Augen, aus denen jetzt der Liebe schöner Thau hervor perlte, sank in Roberts Arm, und mit noch ungewissern Tönen, sang sie an seinem Herzen mit sterbender Stimme: „Da sinkt das Mädel liebewarm.“ Aber weiter sang sie nicht, das Schluchzen unterbrach den Gesang.

Robert stand einen Augenblick erblassend da; aber er drückte das schöne Mädchen, wie das Lied sagte, an seine volle treue Brust.

Die Generalin schlug den Blick bei diesem Schauspiel zu Boden. Aber Großmama faltete die Hände, obwohl das Lied ihr ein wenig zu weltlich klang.

„Soll ich denn dem Jungen da,“ rief der General laut, „nicht ein wenig Leben geben?“ Er öffnete eine Hinterthüre, und der Prediger des Orts trat, mit seiner Agende unter dem Arm, mit tiefen Bücklingen in den Saal.

„Angeführt!“ rief der General — „Hochzeit! Er hat das Mädel erjagt, sie ihn! Es lebe die Jagd, und das junge Ehepaar!“

Die Großmama betrachtete mit frohen Thränen ihren glücklichen Enkel, und mit finsterer Wehmuth ihre Kleidung, die nicht ganz hochzeit-

lich war. Aus Annens schimmernden Augen stieg ein stummes Gebet voll Mutterliebe gen Himmel. Jakobinens Haupt ruhte an Roberts Brust. Bernhard trat von einem Fuße auf den andern, als stände er auf einem glühenden Boden, und sein Gesicht hatte den Ausdruck eines komischen Lächelns und eines finstern Verdrusses zu gleicher Zeit.

Robert erblaßte. Er hatte mit dem rechten Arme Jakobine umfaßt, den linken streckte er weit von sich, als rufe er irgend ein Wesen damit um Hülfe an. Unter den niedergeschlagenen Augenliedern rollte Thräne an Thräne hervor. Er schwieg. Da hob er das Auge, und es suchte seinen Großvater. Aber der stand da, als ob er tanzte, steckte die Hände jetzt in beide Rocktaschen, und zog sie wieder hervor, und sagte leise vor sich: „Sag' ich ein Wort dazu: so laß ich mich hängen.“

„Theuerster Großvater!“ rief endlich Roberts zitternde Stimme, mit einer Angst, die Alle verstanden.

„Theuerster Großvater!“ antwortete Bernhard mit einer eben so großen Angst; aber mit einer höchst komischen Stimme — „Ich wollte, ich säße diese Stunde irgendwo unter der Erde, theuerster Enkel! theuerster Großvater, hier ist was zu theuern! Ich sage nichts dazu.“

Jakobine drückte den Jüngling fester, immer fester an die schöne Brust. Sie sagte leise: „Ich bitte dich, geliebter Robert, schweig!"

„Den Hut mit der Feder vom Kopfe!" rief der General, Jakobinen den Hut abnehmend, und ihr eine Krone von Myrthen aufsetzend — „Hier sind Ringe. Da nehmt! Nun frisch, Herr Pastor, Ihre Predigt von Dornen, Disteln und Kindergebähren!"

Da stürzte der Jüngling auf einmal aus Jakobinens Armen, und er lag zu des Generals Füßen. „Nein!" rief er mit dem todtenähnlichen Gesichte, und mit schmetternder Stimme — „ich kann nicht!" Er sprang wieder auf. Er warf sich Jakobinen zu Füßen, stürzte wieder empor, drang zu seinem Großvater, und riß dessen Hand aus der Rocktasche. „Großvater!" rief er.

„Mein Herz zerschmilzt," sagte der leise und wehmüthig, „wie deins. Aber ich kann nichts sagen."

Da rief Robert mit mächtiger Stimme und rollenden Augen: „Jakobine ist mein! ist mein! Aber Sie müssen es wissen, Herr General, wir sind Bettler!"

Wie ein Blitzschlag, betäubte das Wort die ganze Gesellschaft. Der General sah den Jüngling mit starren Augen, ohne ein Wort zu sagen, an. Die Generalin konnte ein ganz unmerkli-

ches Lächeln nicht unterdrücken. Die Großmutter saß mit dem glühend rothen Gesichte da, als wollte sie eben auf Jemand zufahren, und drehete den rothen Kopf hin und her.

Endlich sah der General Bernharden an, und fragte: „was ist denn das alles?“

Stolz trat Bernhard vor, und sagte: „Ja, Euer Excellenz, er hat es gesagt. Wir sind Bettler! Aber sehen Sie, ließe Gott jetzt auf uns Alle hier und auf Roberten ein paar Potosis und Grafen- oder Fürsten-Titel herabfallen: so könnte mich das nicht halb so glücklich machen, als dort Roberts paar Worte: Wir sind Bettler! — — Wir sind Bettler! Euer Excellenz! das mußten Sie wissen.“

Hier traten Reinhold und Anne herzu. Sie bestätigten in stolzen Stellungen, was Bernhard gesagt hatte. Die Großmutter saß noch mit der Generalin ganz allein. Aber hier fuhr sie auf. „Bettler!“ rief sie — „bis auf gewisse Summen, die recht groß sind.“

„Die aber nicht mir gehören,“ fiel Bernhard ein.

„Und Beil, lieben Kinder! so denkt doch an Beil! Ich bitte Euch, denkt an Beil, und an den armen Jungen, der Narr, der alles —“

„Es geht mir nahe, Mama, daß Sie den armen Ben Tien hier sammt seinem Gürtel für einen Narren erklären. Der blaue Hosen-

bandsgürtel ist nicht halb so viel werth, als seiner.“

„Ich erkläre den Ben oder wie er heißt, nicht für einen Narren, sondern Roberten —“

Ein wahrer Schwimmgürtel, Mama, sage ich Ihnen, womit man, ohne zu sinken, über das stille Meer des Todes fahren kann. Der Gürtel der Venus ist dagegen nichts, als ein Kleid von Zindeltaffet gegen dicken Lioner Sammt; und würde der Gürtel in irgend einem Kloster aufbewahrt: ich würde mit Robert dahin wallfahrten, viel lieber als nach dem Stachelgürtel eines Heiligen, womit er den alten Adam dämpfte.“

Während dieser Unterredung stand Jakobine scheu da; mit niedergeschlagenen Augen erwartete sie den Ausgang der Begebenheit. Sie näherte sich nach und nach ihrer Mutter. „Fast wie abgewiesen!“ sagte die Generalin kalt.

„Himmel und Hölle!“ schrie der General, der das Wort Abgewiesen hörte — „Herr Bernhard! Herr Bernhard! soll ich etwan, oder Jakobine, die lustige Person in der Komödie seyn: so schwöre ich bei meiner Ehre hier—“

„Wir sind wenigstens die lustigen Personen nicht, Ihre Excellenz! Da sehen Sie!“ Er zeigte auf Robert, der im Winkel stand, beide Fäuste auf sein Herz gedrückt. „Indeß mag die Sache werden, wie sie will, mit seinem Schwimmgürtel wird er nicht sinken. Unser Vermögen ist

hin, Eure Excellenz! Ich war nicht ganz gewiß, ob wir Ihnen das vor der Trauung sagen mußten. Jetzt schäme ich mich davor, daß ich einen Augenblick so denken konnte. Hier stehe ich, Herr General, stolzer, als je in meinem Leben; und sage Ihnen: wir sind Bettler! Und nehmen Sie Ihr Wort wieder zurück mit Jakobinen: so geht da der Mensch unter! denn er liebt Jakobine über sein Leben; aber ich sage mit einem Chinesen: Es ist besser, daß ein Mensch untergeht, als eine Tugend. Ich bin fertig. Das Uebrige haben Sie zu thun, Herr General!"

Der General sah rings umher, um nur nicht mehr das stolze Gesicht des kleinen, hagern Bettlers vor sich zu haben. Er war gar nicht ohne alles Gefühl für das Edle dieser Menschen geblieben; die Großmutter hatte ihn an die großen Summen erinnert, die er Bernharden schuldig war. Er wußte, wie reich Bernhard gewesen war. Kurz, der General zog Bernharden zur Thüre hinaus.

„Ein Bettler?" fragte er Bernhärden.

„Hm! es bleibt immer so viel, um Millionen ein Reicher zu heißen, aber Ihnen werde ich fast einen Bettler heißen." Er erzählte ihm das Unglück mit dem Taschenbuche.

„Die Summe, die ich Ihnen schuldig bin?"

„Ist nicht mein!"

„Dann werden Sie selbst einsehen —"

„Mit Ihrer Erlaubniß; das werde ich nicht einsehen, was Sie jetzt sagen wollten. Anne und Reinhold waren ein seliges Paar, und wir hatten weniger. Aber das werden Sie nicht einsehen.“

„Sie wissen, wie ich in meiner Lage denken muß, Herr Bernhard. Ich gab unter Bedingungen meine Einwilligung —“

„Die jetzt nicht erfüllt werden können.“

„Und so —“ hier bückte sich der General. Bernhard bückte sich wieder. Ich werde freilich jetzt in Verlegenheit gerathen wegen der Summen,“ fuhr der General verlegen fort — die ich schuldig bin.“

„Das werden Sie nicht;“ antwortete Bernhard ein wenig empfindlich — denn das hat mit Roberts Liebe nichts zu thun. Das bleibt, wie es war.“

Der General sah ihn darauf an. Er fragte noch: „Und die Nobilitirung Roberts?“

„Wäre jetzt eine — Unmöglichkeit.“

„Dann aber —“ er bückte sich wieder.

„Sie haben zu bestimmen, Ihro Excellenz. Wir müssen uns gefallen lassen, was Sie bestimmen.“

„In der That, ich bedaure, Herr Bernhard! —“

„Ich auch den armen Jungen, und Ihr Fräulein Tochter.“

Der General trat mit Bernhard wieder in den Saal. Er faßte Jakobinens Hand. Er gab seiner Gemahlin einen Wink. Er verbeugte sich schweigend. Herr Bernhard wird Ihnen erklären. Er bückte sich, und Jakobine schwankte an seiner Hand gegen die Thüre. Da sprang Robert vor, und rief: „Aber Jakobine ist auf ewig mein!“

Der General sah ihn finster an; die Generalin machte aber Roberten in diesem Augenblicke eine tiefe Verbeugung, die den Jüngling um allen Muth brachte. Sie waren verschwunden mit dem Prediger.

Bernhard bot der Großmutter den Arm, und sagte: „Hätte Robert schweigen gelernt!“

„Bettler, Gottlob! sind wir nicht. Aber der Junge ist immer ein Narr; das kommt von der Erziehung.“

„Ich danke Gott, daß sie nicht schlimmer ausgefallen ist. Komm, Robert, guter Junge!“

Robert beugte sein Gesicht an seiner Mutter Busen. Sie flüsterte ihm heimlich zu: „Welche edle Kinder hab' ich! Sophronien und Robert! Sie opferten beide ihre Herzen, ihr Glück! Und mein Schmerz ist durch Euch mein Triumph!“

Da drückte Robert der Mutter Hand an sein Herz, und er ging lächelnd, aber schweigend, mit ihr nach Hause.

Die Folge.

Wie die Familie der Masbache zu Hause war: so zerlegte sie sich in so viel getrennte Theile, als Köpfe darin waren. Robert ging sogleich davon. Die Mama berechnete, wie bald der Prediger das Wort Bettler in Walen umher bringen würde, und sie freute sich wenigstens des Triumphes schon, wenn Bernhard seine Foderungen an den General eintreiben würde, und sie rief, um den Zeitpunkt zu beschleunigen, von Zeit zu Zeit: „Das ist des armen Roberts Tod! das sollt ihr sehn!“

Bernhard hätte sie alle, wenn sie nicht gar zu traurig gewesen wären, zum Lachen bringen müssen; so seltsame Bewegungen machte er. Er schüttelte den Kopf mit dem höchsten Verdrusse, und in dem Augenblicke machte er auch einen Freudensprung. Er wischte die Fenster aus, band die Gardinen in die Höh', rezitirte eine Ode aus dem Horaz mit fester Stimme, und auf einmal rief er: „hohl's der Teufel! der arme, arme Junge!“

Er war unendlich glücklich, daß Robert der Versuchung widerstanden hatte, und unendlich unglücklich, wenn er an des Jünglings Schmerz dachte. Das eben beruhigte die Großmutter. Sie hielt das alles für ein Schauspiel, das der Alte aufführte. Anne glaubte fast das-

selbe. Sie sagte dem Vater heimlich: „Robert hat nun überwunden. Kann es nun seyn: so lassen Sie ihn glücklich werden!“

Bernhard errieth sie. „Wir spielen keine Komödie, Anne, glaube mir. Aber ich könnte nicht sagen, daß wir und Er unglücklich wären, und müßten wir hier in Walen Haus bei Haus gehen, und beim General selbst betteln! Engel werden sagen: Robert ist unsers Gleichen! Der General nicht. Und bedenke ich, daß Robert unter den stechenden Blicken der Generalin hätte leben sollen: so — höre Anne, ich bin verdrüßlich! laß es gut seyn! Wir wollen sehen, wie wir es am besten machen. Aber arm sind wir.“

„Arm? wirklich arm, lieber Vater?“ fragte Anne wehmüthig.

„Ja Anne, arm, so arm, daß wenn wir nicht wirklich Bettler seyn wollen — und damit strafe mich der Himmel nicht! — wenn wir nicht den Amtmann Strauch, oder meinen alten Beil, ausziehen wollen: so sind wir gerade so reich, um von unserm Fleiß zu leben. Die Mama dauret mich. Nichts weiter. So lange die Flittern unsers verlornen Reichthums ihren Glanz behalten, mögen sie bleiben! obgleich ich mich allemal ärgere, wenn ich unter dem Titel des Hauses Oesterreich den Titel König von Jerusalem lese. Mag's! Mag's!“

Bernhard ließ einige Tage hingehen. Dann nahm er Roberten vor. „Jakobine ist dein, sagtest du. Wenn du etwas dabei dachtest, Robert: so — hast du nichts verloren. Und ob sie dein ist, dein, wie ich und du es meinen, das wirst du eben jetzt erfahren, denk ich. Und so fasse Muth, und laß uns nicht sinken! Denn, Robert, wir Alle hohlen aus deinen Augen jetzt unsere Freude. Das bedenke, und damit gut!"

Bernhard hielt Wort. Er tastete die seidenen Gardinen nicht an, nicht die Spiegel, nicht die Möbels; aber desto kräftigere Veränderungen machte er, wo die Großmutter nicht hinkam, im Garten und im Felde. Aus den Boskets wurden Kornfelder, aus dem Wäldchen wurde ein Krautstück. Die beiden Kutschpferde wurden Ackerpferde, der Kutscher verwandelte sich in einen Knecht. Robert und Reinhold griffen selbst zum Pfluge. Wein wurde nur am Sonntage getrunken, und zwar nur ein Glas. Doch sorgte die Großmutter dafür, daß noch alle Tage Weingläser aufgesetzt wurden, worüber Bernhard nicht einmal lächelte.

Er war in seinem Unglücke doch viel milder geworden. Die Mama hatte jetzt viel mehr Ruhe vor seinen Reden, vor seinem Vergleichen. Sie fand sich auf einmal glücklicher und froher, wenn sie nur das Schloß des Generals nicht

jeden Morgen, wenn sie aufstand, aus dem Fenster vor sich gesehen hätte.

Anne besorgte die Wirthschaft jetzt selbst. Die Ausgeberin war abgeschafft. Die Haushaltung ging jetzt ruhiger, einfacher. Die Liebe, das Unglück schmolz ihre Herzen näher zusammen.

Der General war mit seiner Familie abgereist. Er schrieb an Bernhard, wegen des Geldes, das er ihm schuldig war. Aus seinem Briefe leuchtete hervor, daß er Bernharden Rache zutraue.

„Armer Mann!" sagte Bernhard — „wer ist denn von uns Beiden der Bettler?" Er antwortete ihm, er ließ es bei den alten Bedingungen. Der General las, und sagte: „Ich wette, sie denken noch immer, die Masbachs, wir sollen einwilligen, denn sonst — sonst — lies einmal, wie milde er ist, der stolze Alte." Er hatte keinen Sinn für wahre Menschlichkeit.

Nach und nach bequemte sich auch die Mama in die harte Lage. Der Teppich wurde aus dem Zimmer auf ihr Geheiß weggenommen, weil der Knecht, der jetzt oft ins Zimmer kam, ihn beschmutzte. Einer ihrer armen Verwandten suchte Unterstützung von ihr. Bernhard zuckte die Achseln. Da that die Mama den Vorschlag, den großen Spiegel zu verkaufen, und mit dem Gelde dem Unglücklichen zu helfen. Das geschah. Der Spiegel kostete ihr schwere Seufzer. Nun

ließ

ließ sie auch die Gardinen wegnehmen; weil sie nicht mehr paßten.

Kurz, den ersten Februar des nächsten Jahrs saß Mama wieder auf Strohstühlen, und das schöne Kabinet neben dem Zimmer war die Milchstube geworden. Anne ging wie eines kleinen Pächters Frau; die drei Männer gingen, wie ehrliche Bürger, und so gingen sie hinauf auf das Schloß, um den ersten Februar zu feiern.

Der General führte Anne mit einer freundlichen Achtung. Alle saßen sie diesesmal unter dem versammelten, stolzen Adel mit einer Sicherheit, mit einer Ruhe, die sich auch bis auf die Mama erstreckte. Sie wunderte sich darüber. „Ich mich nicht!" sagte Bernhard nachher — „Denn glauben Sie mir, Mama, wir hätten nicht so ruhig gesessen, wäre Jakobine Roberts Frau gewesen."

Robert, der arme Robert, liebte Jakobine mit immer gleicher Zärtlichkeit. Er allein war nicht glücklich; aber es war so, wie ihm Bernhard sagte: aus seinen Augen holte seine ganze Familie ihre Zufriedenheit, und er brachte ihnen das große Opfer einer verstellten Heiterkeit. Sie meinten sogar, er hätte den Gedanken auf Jakobine aufgegeben; aber das hatte er nicht. Nur ging seine Phantasie jetzt ganz fremde Wege. Er fand den Tag nach Generals Abreise im Bosket um einen Rosen-

strauch gewickelt einen Zettel von Jakobinen, mit den Worten: „Sey ruhig, Robert! Ich bin dennoch dein! Sey ruhig, und erwarte!“

Und hätte ein Göttérspruch ihm das Glück des Lebens verheißen, der hätte ihn nicht so beruhigt, als die paar Worte Jakobinens. Er sah zwar nicht, welche Hoffnung sie hatte; aber bedurfte er Hoffnung? das liebende Herz sucht ja kein Glück; es will nur Treue. Und Treue, Treue war ja in seiner und Jakobinens Gewalt.

Jakobine fühlte das edle Opfer, das der Jüngling der Wahrheit brachte, so stark, als ihr Herz es fühlen konnte. Sie folgte ihrem Vater, weil sie mußte. Sie sah der Mutter leises Lächeln mit einer immer mehr steigenden Bitterkeit; aber eben um dieses Lächelns willen faßte sie den festen Entschluß, durchaus Roberts zu seyn. Sie hätte ihn gefaßt, wenn sie ihn auch weniger geliebt hätte. Sie hatte sogar den Muth, recht kalt ihrer Mutter zu sagen, daß kein Mann ihre Hand erhalten würde, als Robert.

Die Mutter lächelte nur statt der Antwort, und Jakobinens Entschluß wurde noch fester. Sie schrieb ihr Billet an Robert, und war nun ruhig, wundersam ruhig. Sie reiste, ohne ein Wort zu sagen, ab, und sie beantwortete ihrer Mutter Lächeln jetzt mit einem eben so triumphirenden Lächeln. Der Mutter und der Tochter Herzen zogen sich ganz aus einander.

Der General wollte nun sogleich Gewalt brauchen, Jakobine zu verheirathen.

„Mich dünkt,“ sagte seine Gemahlin — „das wäre Härte; denn das Mädchen hat ja deine Einwilligung zu ihrer Verbindung gehabt. Ein Jahr Zerstreuung, sollte ich meinen, und, ginge es an, der Anblick der Armuth, worin Masbachs noch einige Zeit leben werden, würde mehr thun als Gewalt, der Jakobine, wie mir es vorkommt, einen stillen Trotz entgegen setzen wird. Ich habe dich gelassen, lieber General; überlaß mir nun einmal das Herz des Mädchens!“

Der General fühlte sein Unrecht. Er überließ die Sache seiner Frau.

Strauch war der erste, der den General besuchte. Er machte auf der Generalin Fragen eine höchst rührende Beschreibung von dem Leben der edlen Familie. Jakobinens Augen funkelten bei dieser Erzählung. Die Generalin fragte kalt weiter: wie sie jetzt gekleidet gingen? Ob sie selbst arbeiteten? „Der einfache Charakter dieser seltsamen Menschen“ setzte sie hinzu — „wird sich auch hier nicht verleugnen.“

„O gewiß nicht!“ rief Strauch mit leuchtenden Augen — „es ist mir der ehrwürdigste Anblick, wenn ich den edlen Jüngling hinter dem Pfluge sehe.“

„Wohl gar gekleidet, wie ein Bauer?"

Strauch glaubte den Jüngling zu ehren, wenn er Ja sagte. „Fast wie ein Bauer, Ihre Excellenz!"

„So sehr ich das ehre, lieber Amtmann," fuhr die Mutter fort — „so wäre ich doch nicht im Stande, alle die Opfer zu bringen, die diesen seltenen Menschen so leicht werden. Ein Bauer! denken Sie, Strauch! Das Wort ist das Wenigste; aber denken Sie, ein junger Mensch, der einmal sehr stolze Hoffnungen hatte, sehr stolze, wozu ihn das Glück, seine Erziehung, sein Reichthum, die Liebe sogar berechtigten, dieser junge Mensch pflügt, wie ehmals sein Ackerknecht, in elender Kleidung, mit dem Schmutz seiner Arbeit bedeckt, seinen Acker jetzt selbst! Sie wissen, wie der gemeine Mann sich des Unglücks der Reichen freut. Mit welchem Triumphe mögen meine Unterthanen in Walen den edlen Menschen als ihres Gleichen behandeln!"

„Ich bitte um Verzeihung, Ihre Exellenz! Man betrachtet die Familie mit einer allgemeinen Ehrfurcht."

„Die sie verdient. Aber wie lange kann das dauern? Wie bald wird der Pöbel glauben, daß sie ihres Gleichen sind! Es würde mir durch die Seele gehen, müßte ich einmal hören, daß einer Ihrer Knechte ihm zuriefe: Robert! ihn etwan duzte!"

„Das ist unmöglich, Ihre Excellenz!“

„Warum unmöglich? Warum? Nichts wird schneller vergessen, als Edelmuth, Seelengröße. Wer sich wie ein Bauer kleidet, wird ein Bauer. Glauben Sie mir! Glauben Sie mir! Man hätte es nicht zugeben sollen! Sie waren ihr Freund.“

„Sie nehmen das zu wörtlich, Ihre Excellenz!“

Jakobinens Augen funkelten nicht mehr von der alten, hohen Begeisterung. Sie saß da jetzt mit brennenden Wangen, aber die Augen waren auf den Tisch niedergeschlagen. Der Mutter Gift hatte gewirkt. Sie sah ihren Robert in der groben Kleidung eines Bauers, mit den Händen, die der Pflug gehärtet hatte. Sie sah ihn unter den andern Bauern, die ihn Du nannten.

Sie ging schnell hinaus, um nicht noch mehr zu hören. Die Generalin lächelte. Aber draußen baute Jakobinens Phantasie ein andres Theater für Roberts Edelmuth. Da stand er, wie ein Geßnerischer Hirt, wie ein Landmann in den Operetten wenigstens, und sie neben ihm, wie eine Schäferin von einem Maskenballe; seine Arbeit war der Blumenbau im Garten, das Aufbinden des Weinstocks in Festons von Baum zu Baum, das Abnehmen der Früchte von den Obstbäumen im Herbst. Ueber ihm schlugen die Nachtigallen, der Frühling ließ seine

schönsten Blumenkränze in seine blonden schönen Locken fallen. Die Arbeit gab ihm nichts weiter, als seinen Wangen eine schönere Farbe, und seinem Herzen einen frohern Schlag.

Aber mitten unter diese ätherischen Gestalten ihrer Liebe trat doch zuweilen, wie ein böser Geist, die Gestalt eines rohen Bauers, und besonders dann, wenn sie in der Hauptstadt ein paar Tage lang von der ganzen Pracht der großen Welt und des Hofes, den sie jetzt besuchte, umringt gewesen war. Die Gestalt verschwand wieder, und sie sah den geliebten Robert von neuem in dem schönen Lichte der Großmuth, der Unabhängigkeit, der Freiheit, und der natürlichsten aller Beschäftigungen, des Anordnens des Landbaues.

Den ersten Februar war sie nicht mit in Walen; der Vater wollte es nicht.

Bei der Zurückkunft ihrer Eltern hörte sie von ihrem Vater, von der Mutter, von den Bedienten, von ihrer Jungfer, welche ihre Mutter hatte begleiten müssen, und deren Aussage sie glauben durfte, die Bestätigung der Nachrichten Strauchs. Daß sie alle, und zwar jeder recht ehrlich, aus der Wohlhabenheit und Reinlichkeit der Masbachs das ärmliche Wesen einer Bauerfamilie machten, das hatte die Generalin veranlaßt. Sie hatte mit Jedem von ihren Leuten von dem Unglücke der guten Men=

schen so begeistert geredet, ihr Mitleiden, womit sie von Masbachs sprach, tauchte den Pinsel in so dunkle Farben, und sie mahlte alles so lebendig aus, daß Jeder es nicht schlechter machen wollte, als die Generalin; und so erhielt die arme Jakobine das dunkle Gemählde einer Bauerwirthschaft, in der Robert, ein junger Bauer, die Hauptfigur machte.

Das that seine Wirkung. Die Generalin wußte wohl, was sie that. Aber Jakobinens Liebe überwand alles. Sie nahm sich vor, desto treuer zu seyn, je unglücklicher er war.

Sophronia meldet sich.

Der Amtmann Strauch hing mit großer Liebe und Verehrung an den Masbachs. Er kam den Tag, da Roberts Verbindung zerrissen wurde, bestürzt ins Zimmer; denn der Pfarrer hatte, wie die Großmutter vorhersagte, geplaudert. Auf seinem Gesichte lag so sichtlich der Schrecken, den ihm die Nachricht gemacht hatte, und eben so sichtlich sah man seinen beiden Taschen an, daß er sie voll Geld trug.

Er erstaunte, da Anne ein Buch zumachte, woraus sie ihrem Manne und ihrem Vater vor-

gelesen hatte. Er wurde nach der alten gewöhnlichen Weise empfangen. Anne lächelte so freundlich! Bernhard erkundigte sich, wie gewöhnlich, nach seinen Arbeiten. Er glaubte, der Pfarrer hätte übertrieben.

„Was Teufel!“ sagte Bernhard — „Sie tragen ja an ihren Taschen, als wären es ein paar Scheffel Waizen.“ Strauch wurde verlegen. Der Alte hob eine Rocktasche auf. „Ha! Geld! Guter, ehrlicher Strauch! nur frisch gestanden! das sollte für uns: der Pfarrer hat — geplaudert.“

„Gottlob!“ rief Strauch — „wenn ich es wieder nach Hause tragen muß! Ja, er hat geplaudert, und wie ich sehe, eine Lüge.“

„Das nun nicht; aber Ihr Geld müssen Sie wieder nach Hause tragen.“ Der Alte erzählte. Strauch erbot sich mit vollem Eifer, alles, was er hatte, herzugeben, Roberten glücklich zu machen.

„Seht Ihr,“ rief Bernhard — „es erwächst uns schon eine Freude aus dem Unglück. — Aber helfen können Sie nicht, lieber Strauch. Da müßten Sie reicher seyn.“

Strauch erbot sich, die Haushaltung in dem alten Gange zu erhalten. Das schlug Bernhard gerade ab, und mit finstern Blicken! „Ich will nicht König von Jerusalem heißen! das ist wahre Bettelei! Kein Wort mehr davon!“

Die Großmutter meinte, wiedergeben könnte Strauch wohl jetzt, was er bekommen hätte.

„So bald wir in Noth sind, Mama, und mit Juden-Zinsen, dafür stehe ich."

Nach einigen Monaten kam Strauch wieder zu Bernhard, aber auf das Feld. Anne war bei ihrem Vater. Er war ungewöhnlich ängstlich. Er hob zehnmal an und schwieg wieder. „Ich gebe Ihnen noch vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit," sagte Bernhard.

„Wozu Bedenkzeit?"

„Sich zu besinnen, ob Sie mir sagen wollen oder nicht, was Sie auf dem Herzen haben?"

Hier zog Strauch einen Brief hervor, und reichte ihn Bernharden. Der las, las wieder, bedächtig, mit finstern Blicken, dann wieder lächelnd. Er gab den Brief Annen; Anne las ihn, die ersten Zeilen schon lockten in ihre Augen Thränen.

„Lies vor, Anne!" sagte Bernhard — „Einen Brief, der aus dem Herzen kam, sollte man immer laut lesen." Anne las.

„Ich halte den Brief, theuerster Freund! in meinen zitternden Händen, den Brief, worin mir Ihre gute Verwandtin Nachricht von dem Unfall der edelsten Familie gibt, von Masbachs. Sie sind Bettler, schreibt sie. O liebster Herr Strauch, das harte Wort stürzte mich zu Boden, wie ein Blitzschlag! Der Schmerz hatte

mich so zerrüttet, daß man mir erst den Brief den andern Tag wieder anvertraute. Bettler! o! rief ich, wie ich zum zweitenmale das harte Wort las, warum habe ich nicht eine Krone, um sie den edelsten Menschen zu Füßen zu legen!"

„Was Sie fühlen, weiß ich; denn er war Ihr Vater, der edelste Mann, Bernhard, wie meiner. Anne! O Anne! Ich sinke auf meine Kniee, und flehe den Himmel für die schöne, theure, heilige Seele meiner Mutter an! O, was sie mir war, das war sie Ihnen nicht; und dennoch lieben Sie Annen, wie ich! Robert war mein Bruder; er ist Ihr Bruder! O theurer Mann, o theurer Freund, die besten Menschen sind unglücklich; aber wir sind noch unglücklicher, wenn wir sie untergehen sehen sollten, ohne ihnen helfen zu können. Wie — O wie soll ich Ihnen sagen, was mir die Seele in innerster Tiefe bewegt? Wie? — — —"

„Hinweg, scheue Bedenklichkeit! Hinweg! Ich öffne Ihnen mein ganz zerrissenes Herz, Strauch! Hinweg Mißtrauen! Hinweg alles, was mich abhält! Sie liebten mich einmal. Ich verließ den Ort, wo Sie lebten. Hier, Strauch, biete ich Ihnen mein Herz, meine Hand an. Die Liebe zu unsern Freunden soll uns auf ewig vereinigen, die reinste Tugend soll unsere Hände vereinigen und unsere Seelen! Ich bin die Ihrige. Ich muß die Ihrige seyn! Die gebrochenen Her=

zen unserer Freunde bedürfen meiner. O gewiß, sie bedürfen meiner! Ich fühle es, Niemand wird sie so lieben, als ich! O Niemand wird sie so trösten, als ich! Ich fliege an Ihr Herz, edler Mensch, um mit Ihnen das Glück der Menschen herzustellen, die ich mehr liebe, als mich selbst!"

„Ich ringe die Hände, ich schaue hinüber mit thränenvollen Augen zu Euch. Ich höre Eure Seufzer, Eure Klagen. Ich fühle, die Sehnsucht, an Annens Busen voll helfender Liebe zu sinken, wird mich tödten, wenn sie nicht befriedigt wird."

„Strauch, Sie liebten mich! O, ich will Sie mit unendlicher Kraft lieben; denn wir wollen für die Unglücklichen leben, denen wir alles schuldig sind."

„O verkennen Sie mich nicht, Strauch! Aber müßten Sie mich auch verkennen; müßten Sie meines irren Kopfes, meiner vollen Seele spotten: so werde ich doch nie bereuen, was ich gewünscht habe. Ich erwarte die Antwort mit furchtbarer Sehnsucht. O könnte ich mit den Wolken fliegen! Aber nur als Ihre Frau kann ich nach Walen kommen, unter keinem andern Namen. Sie schreiben mir. Ich komme nach Sanberg. Dort legt mein und Ihr Freund, der Prediger, unsre Hände zusammen. Und dann, o Himmel, sinke ich mit Trost und Hülfe an

Annens Herz, und heile ihre Wunden, oder ich sterbe mit ihnen."

„Die zitternde Hand endigt diesen Brief. O Strauch, wie bebe ich! Aber es muß seyn! Es muß! Ich kann nicht anders. O Mann, spotte du meiner nicht, meiner liebenden Seele, die keinen Ausweg kennt, als diesen! Sophronia."

„Was Ihr Entschluß auch seyn mag: so bitte ich Sie, daß kein Auge meinen Brief sieht. S."

Anne konnte kaum den Brief endigen, so tief drang diese gewaltige, innige Liebe des Mädchens in ihre Seele, und öffnete alle verborgenen Quellen der süßesten Wehmuthsthränen, und einer ähnlichen Liebe, einer unendlichen Liebe. Die beiden Männer fühlten die Liebe wohl, die den Brief geschrieben hatte; aber Annens Herz ganz allein sah das schwere Opfer, welches das Mädchen gebracht hatte. Sie versank in einen tiefen Schmerz, der aber der Seligkeit so ähnlich war, daß sie selbst nicht wußte, weinte sie vor Freude oder vor Schmerz.

„Hm!" sagte Bernhard still — „Wenn Das Unglück ist, was uns getroffen hat: so macht ihr Alle es uns zu der schönsten Würze des Lebens. Sophronie! — Anne, ich bitte dich, rede! rede!"

Aber Anne konnte nicht reden. Sie fühlte in diesem Augenblicke nichts, als daß sie für jeden Menschen den schwersten Schmerz als eine Freude auf ihr Herz nehmen würde. „O," sagte sie leise, und breitete die Arme aus, und ein holdseliges Lächeln machte ihr Gesicht zu dem Gesichte eines Engels — „O, könnte ich für Euer Glück, für Sophroniens Glück sterben! O daß mir der Himmel diese Freude vergönnte! O Sophronia!"

„Ich wollte nichts beschließen," sagte Strauch verlegen, ohne Ihren Willen zu wissen. Was sagen Sie dazu?"

„Sie lieben Sophronien noch immer, Strauch? Sie schienen sie vergessen zu haben."

„Es ist nicht mehr die erste Leidenschaft, lieber Herr Bernhard; aber ich würde glücklich seyn, wenn — Sophronie die Meinige würde."

„Sie müssen denn wissen," sagte Bernhard mit kaltem Ernst — „Anne meint, Sophronia liebt Roberten."

Da hatte er verrathen, was Anne ewig verschwiegen haben würde. „Sophronia," sagte sie nun, mit schmeichelnder Stimme, um Sophroniens Ehre zu schützen — „liebt Roberten, ach! ich glaube, mit unvergänglicher Leidenschaft, und sie hat dennoch, dennoch das schwerste aller Opfer gebracht. O süß und leicht ist es, für den Geliebten zu sterben! sich ewig

zu trennen von dem Geliebten durch den Tod, o das kann ja jedes Herz, o das ist ja so leicht, so süß! Aber sich trennen im Leben, und fortleben ohne Hoffnung, das ist zu schwer, und das hat Sophronia gethan! O Himmel! guter Himmel! o wäre ich Robert!"

Anne träumte das Bild fort, das schöne Bild einer hellern Zukunft. Die beiden Männer standen neben ihr, tief nachsinnend. Dann schlug Strauch sein Auge auf Bernhard; der Alte schüttelte den Kopf. „Strauch," sagte er — „Sie scheinen von mir Rath zu verlangen. Könnte ich einen Blick in die Zukunft werfen: so — aber es gehe wie es wolle, Strauch! Die Zukunft kann uns zerdrücken; aber erniedrigen wird sie uns nicht! Ich sehe den Himmel wohl vor mir offen, aber ich sehe keinen Weg, hinein zu kommen. Und, gütiger Gott! ist es nicht genug, und ist's nicht mehr, als wir beten, wenn wir den Himmel vor uns sehen?"

Er ging; auch Anne ging. Strauch blieb mit seinem Briefe allein da stehen.

Anne begegnete im Eingange des Hauses, Roberten. Sie umarmte ihn mit einer heftigen Innbrunst. „O," sagte sie — „sind wir denn nicht zu glücklich, Robert?"

„Hat Jakobine — haben Sie Nachricht von Generals?"

Sie sah ihn mitleidig an. „Nein, mein Sohn! nein! Aber was ist der Schmerz, wenn Liebe ihn so versüßt?“ Sie drückte seine Hand mit einem Blicke, worin der tiefe Frieden ihrer stillen Seele sich mahlte. Dann ging sie.

„War Jemand bei meiner Mutter?“ fragte Robert seinen Großvater. Auf einmal sah er die Augen des Alten in einer hellen Freude funkeln. „Niemand,“ sagte er, „als ein Engel! Ein Geist aus einer andern, und aus einer bessern Welt, der ihr das ganze Leben in einen Seufzer der süß beklemmten Brust verwandelt hat, und jeden Schmerz nur in eine Sehnsucht nach dem Ewigen. Ich sah den Himmel offen, und — laß mich! laß mich, Robert! Ich bin zu glücklich, um deine Seufzer gern zu hören.“ Er ging.

Robert sah ihm mit Verwunderung nach. Dann stieß er auf Strauch, der unruhig, nachsinnend in der Allee auf und nieder ging. „Was ist denn mit meiner Mutter vorgefallen? mit meinem Großvater? Sie waren so seltsam gerührt!“

Strauch sah ihn lange an mit unruhigen Blicken. „Wir waren Freunde, Robert,“ sagte er endlich — „sind wir's? sind wir's jetzt?“

„Ich war es, ich bin's. Strauch, was werde ich hören?“

„Du verschwiegst mir, daß Sophronia dich liebte.“

Robert erblaßte bei dieser Frage. „Welch eine unglückliche Vorstellung, Strauch!“

Strauch drückte ihn an die Brust, die sich mit schöner Begeisterung füllte. „Da lies!“ sagte er auf einmal, und reichte ihm den Brief — „Entscheide Du! wer anders soll entscheiden? Du! Du! lies!“

Robert las den Brief; aber schon bei den ersten Worten wendete er sich von Strauchen ab. Dann ging er hinten in ein kleines Tannengebüsch. Strauch sah ihn dort lesen, knieen, wieder lesen. Er war außer sich. Dann kam er wieder zurück, mit Augen, in denen der tiefste Schmerz und eine himmlische Begeisterung neben einander standen, wie zwei gleiche Blüthen an Einem Fruchtauge.

Strauch hielt ihn auf; denn er reichte ihm im Vorübergehen den Brief. „Nein, Robert! Du sollst entscheiden!“

„Entscheide ich,“ rief Robert jetzt mit flammenden Augen — „Du! entscheide ich: so ist es die letzte Minute meines Lebens! hörst Du? O dürft' ich so alles entscheiden! so alles, mit diesem Versinken in die dunkle Welt des Grabes!“ Er floh verwirrt, umherirrend, hinten auf die Höhe, in seine dunkelsten Grotten. Hier umfaßte er den spitzen Felsen, und drückte seine scharfen

Ecken

Ecken gewaltig gegen die volle, quaalenvolle Brust, und rief: „Sophronia!“ rief den Namen noch einmal mit sanfter Liebe, mit rinnenden Thränen. Und er kam den Tag nicht nach Hause. Er lag den Tag über in dem finstersten Winkel der Grotte.

Strauch hohlt Sophronien.

Strauch ging mit seinem Briefe nach Hause. Robert war von Jakobine getrennt. Sophronia liebte Roberten. Robert hatte nicht entscheiden wollen, was er antworten sollte. Aus diesen drei Punkten setzte der gute Strauch eine große Hoffnung zusammen. Er war großmüthig genug, seine eigenen Empfindungen nicht mit ins Spiel zu bringen. Er antwortete Sophronien ganz kurz, mit freundschaftlichem Vertrauen, daß er sie in Sanberg erwarte.

Sollten seine Hoffuungen auf irgend eine Weise erfüllt werden: so mußte Sophronia selbst kommen.

Sie kam in Sanberg an. Strauch fuhr hinüber. O, fast hätte er seine Großmuth bereuet, da Sophronia mit der schönen Freundlichkeit in ihren Augen ihm in die Arme fiel,

und mit zitternder Stimme sagte: „Ich gelobe Ihnen ewige Treue, theuerster Freund!“

Er führte sie hinaus in den Garten. Sie ging neben ihm mit eben der Nymphengestalt, die ihm einmal so gefährlich gewesen war. Selbst die Kleidung, die schöne einfache, reinliche, zierliche Kleidung, die sie gewählt hatte, der verschönerte Anzug einer Bäuerin, stand ihr so schön! Er hatte in dieser schönen Stunde sich gegen sein Herz sehr zu vertheidigen.

„Wie leben sie Alle?“ fragte Sophronia unterwegs. Er antwortete noch immer nicht. „Ihr Schweigen, Strauch,“ sagte sie endlich — „bringt mich zum Zittern! O, ist es denn das Geschick meines Herzens, nur unglücklich zu machen?“

Da faßte er ihre beiden Hände. Da sagte er mit Hoheit: „Ich fühle, wie Sie, Sophronia, daß die gebrochenen Herzen unsrer Freunde Ihrer bedürfen, um glücklich zu werden. Niemand wird sie so lieben, als Sie! Niemand sie so trösten, als Sophronia. Aber Sophronia, theuerstes Mädchen, geliebte Schwester, Sie müssen Ihren unglücklichen Freunden ganz angehören! ganz! Niemand darf mit ihnen Sophroniens Liebe theilen. O Sophronia, laß mir den Triumph, ein Glück aufzugeben, nur meine Hoffnung zu zerstören, und keines Andern Hoffnung! Sey meine Schwester,

Sophronia! Sey meine Freundin! Deine Liebe gehört ihnen, nicht mir."

Sophronia sah den Amtmann erblassend an. Sie zitterte, sie schlug das Auge furchtsam nieder.

Sie hob das schöne Auge dann wieder auf ihn, und sagte: „So verzeihen Sie mir, Herr Amtmann, daß es in der betrübtesten Minute meines Lebens einen Augenblick geben konnte, wo ich ein Verhältniß vergaß, das nie vergessen werden darf! Wie verächtlich muß ich Ihnen scheinen; aber ich — war nicht verächtlich! Ich kann es nicht bereuen."

„Liebstes Kind, ich beschwöre Sie, mir es zu glauben, daß ich der schönsten Hoffnung meines Lebens entsagte, dem Mädchen, das ich unter allen am meisten achte, da ich Ihrer Hand entsagte. Ich ehre Sie, Sophronia, wie Sie mir durch Ihren Brief den Beweis gegeben haben, daß Sie mich ehren. Ich ehre Sie, wie ein höheres Wesen. Ich — hier faßte er ihre Hand, und drückte sie an sein Herz — ich liebe Sie; aber ich entsage dieser Hand und meinem Glücke."

Da schlug sie die Hände zusammen, und fragte mit stillem Schmerz: „haben Sie auch meinen Brief für Sich behalten?"

Er war vorher schon entschlossen, Ja dazu zu sagen; er sagte: „Ja!"

Sophronia besann sich einen Augenblick. „Dann muß ich auch meiner Hoffnung entsagen. Verschweigen Sie alles! ich gehe in die Schweiz zurück. Ich danke Ihnen.“

Da stutzte er. So ging ja die Frucht seines großmüthigen Opfers verloren. Schnell sagte er: „Anne läßt Sie bitten, sehnlich bitten, zu ihr zu kommen. Sie weiß es, daß ich Sie von hier abhohle.“

„O unbegreiflicher Unfall!“ Sie sah zu Boden. Dann sagte sie: „Sie entsagen meiner Hand und Ihrem Glücke, sagten Sie: darf ich daraus folgern? Man entsagt nur, um ein Opfer zu bringen, oder weil man aus Pflicht entsagen muß. Wem bringen Sie ein Opfer mit der Entsagung?“ Sie fürchtete, daß Strauch ihr Geheimniß kennen möchte. Sie erwartete mit ängstlich pochendem Herzen seine Antwort.

Strauch errieth den Gang ihrer Gedanken. Er durfte nicht zögern. Er sagte schnell: „Ich bin verlobt!“

Sie fuhr erschrocken einen Schritt zurück. „Herr Amtmann,“ sagte sie — „es ist etwas geheimnißvolles in dem, was Sie sagen. Sie sagten mir eben, Sie entsagten Ihrem Glücke? Aber jetzt frage ich noch unbesonnener. O Gott, wie viel haben Sie mir zu verzeihen! O das Eine beantworten Sie mir noch, und aus dem Herzen, was mich einmal liebte! Wissen Sie

— weiß Jemand — o Himmel! Hat Jemand meinen Brief gelesen? —“

Aber ohne die Antwort zu erwarten, rief sie eilig: „Nein, ich muß zurück! Ich muß! Ich muß!“

„Ohne Annen zu sehen, ohne sie einmal zu sehen, die Sie Alle so lieben?“

„Nun dann Morgen! Morgen! eine Stunde will ich an die Herzen sinken, die ich trösten wollte, und dann gehen nnd sterben.“

Sophronie kommt wieder nach Hause.

Sie wußten in Bernhards Hause von gar nichts. Bernhard war im Innersten der Seele von dem Briefe des Mädchens gerührt. Er sah recht wohl, warum sie nur als Strauchs Frau nach Walen kommen wollte. In seiner Brust war der Wunsch recht lebendig geworden, daß Robert an Jakobinens Stelle Sophronien setzen möchte. Aber Robert war dazu nicht zu bereden; und so mochte er auf keine Weise Sophroniens Verbindung mit Strauchen im Wege stehen, so wenig, als er sie befördern mochte.

Strauch fragte nicht wieder, und Bernhard schwieg, so mühsam ihm diesesmal auch

das Schweigen wurde; denn wenn er Strauchen sah: so lag ihm der Rath auf den Lippen: „Wir können es abwarten, Strauch!“

Anne mit ihrem zarten Herzen verbarg sich selbst so gar ihre Wünsche für Sophroniens Glück, und für Strauchs Verfahren.

Da öffnete sich die Thüre, und Strauch, Sophronien an der Hand, trat hinein, und sagte: „Hier bringe ich Ihnen Sophronien.“

Hinfahren, sie holen, und Mann und Frau seyn, war in Bernhards Kopfe einerlei. Sein schöner Wunsch war hin. „Teufel!“ rief er und streckte dem armen, zitternden Mädchen, das furchtsam auf der Schwelle stehen blieb, die Arme entgegen, und konnte vor Zittern ihr nicht einen Schritt entgegen thun.

Sophronia war nicht stärker. Sie fiel auf der Schwelle auf die Kniee. „Hebt sie doch auf!“ rief der alte Mann, schluchzend — „hebt sie nur auf, um Gotteswillen! daß mein Kind hier an mein Herz kommt!“ Anne schluchzte noch lauter; aber sie war auch von dem freudigen Schrecken gefesselt. Die Mama hob Sophronien auf, mit dem Entschlusse, recht kalt gegen sie zu seyn, die mit ihrem Weglaufen Schuld an dem ganzen Unglück war; aber da sie das Zittern ihrer Hände fühlte: so nahm sie sie dennoch herzlich in ihre Arme, und rief: „So fasse dich nur! Alles vergeben und verges-

sen! Sey nur freundlich! Gott! zittre nur nicht so! hörst du, Fronichen?"

Sie zog sie dem Vater näher. „Hier an dieses Herz, Engel, du Heldenseele!" rief er — „ich will dich lieben, wie meinen Augapfel! und knieest du: so sollen alle Engel an deiner Seite knieen; so ist Knieen die erhabenste Stellung von heute an." Er nahm sie an seine Brust.

Ein Glück war's, daß Sophronia nicht hörte, was er sagte; sie hätte sonst gleich gewußt, daß er den Brief gelesen hatte. Dann schwankten Anne und Sophronia zusammen, und ihre Seelen zergingen unter der unendlichen Liebe. Strauch mußte sie beide halten. Die Mama rief nach Hirschhorn. Auf der blassen Lippe Annens schwebte die traurige Frage: bist du Strauchs Frau? Aber Anne konnte sie nicht thun, um nicht das liebende Herz, ihr eigenes, und Sophroniens zu zerspalten.

„Der Teufel!" flüsterte Bernhard Strauchen zu — „ich wollte, Sie hätten mich gefragt. Ach! nun ist's auch gut!"

„Ich bitte Sie, seyn Sie still! Sie ist nicht meine Frau; sie wird's auch nicht."

Da ging denn Sophronia auch endlich zu der Großmutter. „Nun, du siehst ja, wir haben dir alles vergeben, so groß das Unglück auch ist, mit dem Taschenbuche! Aber knieen sollst du nicht!"

„Was?“ rief Bernhard — „Taschenbuch? Meinen Sie, Mama, die dachte an das Taschenbuch? die hatte sonst wohl etwas zu denken, als sie kniete, als an die Narrenposse! Sie bringt uns ja das Taschenbuch wieder, und mehr dazu!

„Wie? Was? Ih, du mein Gott! Gottlob und Dank!“ rief die Großmutter, zu Bernharden hintrippelnd.

„Ja, ja, eine stolze Brust voll himmlischer Liebe, die wir ihr nie vergelten können!“

„Ich habe es ihr vergeben und vergessen. Ich hoffe, das ist gut genug; aber danken kann ich ihr nicht dafür; doch lieb habe ich sie, mehr als ich dachte. Das fühle ich, so gut als Sie.“

Bernhard flüsterte jetzt Annen ins Ohr. „Sie ist seine Frau nicht!“ Und Annens Gesicht zerfloß in dem Sonnenschein der Liebe.

„Von dem Briefe nicht ein Wort, wenn sie bleiben soll!“ flüsterte Strauch Bernharden zu, und das flüsterte er auch in Annens Ohr.

„Gottlob! daß du kommst, Sophronia!“ rief Bernhard — „wir haben dich recht nöthig. Die Haushaltung ist Annen und der Mama zu schwer. Nun soll's wohl gehen. Nun sollen unsre heitern Tage wieder angehen. Arbeiten hast du gelernt. Gottlob, daß du hier bist!“

Erblassend sah Sophronia Annen an bei diesen Worten. Anne schlang ihren Arm um Sophroniens Hals, und Mutter und Tochter gingen hinaus. Anne sah, das Herz des Mädchens wollte sich öffnen. „O, wie glücklich sind wir nun, Sophronia!" rief Anne im Hinausgehen.

Draußen sank Sophronia noch einmal an der Mutter Brust. „O Mutter!" sagte sie — „was muß ich Ihnen sagen! o Sie werden sehen, ich darf hier nicht bleiben!"

„Laß dir erst erzählen, Geliebte," unterbrach Anne sie, um ihr das schwere Geständniß ganz zu ersparen — „wie das alles gekommen ist." Sie erzählte ihr, und einige male wiederholte sie, daß der Großvater die Absicht hätte, Robert von Hause wegzuschicken, und zwar recht bald, um sich noch mehr in der Mathematik, Physik und der Chemie zu befestigen, die mit der Baukunst seine Lieblings-Wissenschaften wären, und von denen er einmal sein Brod haben sollte.

„Vielleicht schon in ein paar Tagen, muß dein Bruder uns verlassen, Sophronia, fuhr Anne fort — „und da siehst du leicht, wie lieb es uns seyn würde, wenn du seinen Platz mit deiner Liebe ausfülltest. Ich habe dich in der That nöthig; denn unsre Haushaltung, wenn sie uns und Roberten erhalten soll, ist sehr mühsam."

„O, ich bleibe bei Ihnen!" rief Sophronia hier voll einer schönen Begeisterung; das Gesicht erheiterte sich, und ihre Seele wurde voll Frieden.

„Und wir wollen dennoch glücklich seyn, dem übeln Zufall zum Trotz, meine Sophronia!" Sie drückte sie an ihre Brust, und sagte lächelnd: „Du wirst hier der lieben Gegend dein Willkommen bringen wollen, liebes Kind! Sie ist nicht so schön mehr; aber sie wird jetzt die Quelle unserer Zufriedenheit. Thue das! Ich finde dich hier wieder."

So hatte ihr das schöne Herz Annens das schwere Geständniß erspart!

Anne ging hinein. Sie redete mit ihrem Vater alles ab. Es wurde abgemacht, daß man Sophronien nicht fragen wollte, warum sie das Haus verlassen habe, noch viel weniger wollte man sie merken lassen, daß man vermuthete, sie liebe Roberten.

Die Großmama schüttelte den Kopf zu der Verhandlung, aber sie mußte versprechen; denn der Großvater drohete, sonst mit Sophronien ganz nach der Schweitz zu emigriren.

„Robert! Robert!" rief er — „mag sein Bündel schnüren! denn nun soll er fort. Wir haben jetzt ein paar Arme, die uns seine ersetzen."

Während dieses im Hause abgehandelt wurde, kam Robert vom Felde zurück. Er ging finster daher, ermüdet von der Arbeit des Tages, noch ermüdeter von dem Nachsinnen über sein finsteres Geschick, über Strauchs künftigen Entschluß. Er hatte ihn abfahren sehen den Weg nach Sanberg. Er wußte nicht, sollte er wünschen, Sophronie möchte als seine Frau mit ihm zurückkommen, oder nicht. Er ging langsam durch die Tannen. Da sah er — o Himmel! — Sophronia, sitzend auf einer Rasenbank, im stillen Nachdenken verloren. „Sophronia!“ rief er, und sie sprang bei dem Klange der theuren Stimme auf. Ein rasches Gefühl warf ihn vor dem Mädchen auf die Kniee. „Du bist hier?“ fragte er, aber er wagte nicht weiter zu fragen.

Sie zog ihn empor. Sie sagte mit schimmernden Augen: „Wir sollten uns früher wiedersehen, Robert! Wir sollten! Aber es ist alles gut! O sieh, alles! Du gehst einem schönern Glück entgegen, deine Talente in der Welt auszubilden. O, es wird dir nicht fehlen, Robert! Du wirst empor steigen zu einer Höhe, die alle deine Wünsche erfüllt, und ich — werde ich denn nicht auch glücklich seyn? Robert, ich werde für dich arbeiten.“

„Meine Wünsche sind zertrümmert, Sophronia!“ sagte er finster — „ich habe nur

Einen noch, Euch alle glücklich zu sehen. Bleibst du —"

Er vollendete nicht. Er wollte fragen: „bleibst du in unserm Hause?" Sie verstand es nicht. „Ich bleibe bei Euch," sagte sie — „ich bin glücklicher, als ich hoffte. Ich bleibe hier, deiner Mutter die Last der Haushaltung abzunehmen. Und du gehst — o sorge nicht für uns, Robert! treibe du dein Glück in der Welt, und überlaß mir deine Eltern nur!"

Er bedeckte sein Auge. „Sophronia," sagte er außer sich — „Wir haben einen edlen Bund geschlossen. Weißt du, was ich wünschte? Weißt du, daß der Wunsch dahin ist? Weißt du? — o ich könnte, wünschen — Sophronia! mein Herz ist so voll von dir! von dir!"

„Dein Wunsch ist nicht dahin, Robert, glaube mir! oder — du wärest immer betrogen gewesen. Und das — warst du nicht! Nein! Geh in die Welt! Erringe dein Glück, Robert! und mich laß — hier — hier — auf meine Weise glücklich seyn!"

Das sagte sie mit Thränen in den schimmernden Augen. Ihr Herz wurde zu schwach. Sie fühlte es. Sie bat ihn, mit ihr hinein zu gehen. Er folgte ihr mit dem finstersten Gesicht, das er je gemacht hatte, nach.

Robert vertauscht seinen Namen.

Bernhard erklärte Roberten, daß er nun in die Welt sollte. In ein paar Tagen wurde alles für ihn eingerichtet. Er nahm Abschied von Allen. Er selbst war, wie ein Automat. Er wurde überall hingeschoben. Er betrachtete sie Alle der Reihe nach starr, lächelnd, den Kopf schüttelnd; und so, stumm stieg er mit Bernhard in Strauchs Wagen.

„Was ist dir Robert?“ fragte Bernhard nach einer halben Stunde Stillschweigen.

„Was hilft all das Ringen mit einem unversöhnlichen Schicksal, Vater? Es ist eine Thorheit, wenn der Unglückliche aus seinem brennenden Pallaste einen Stein rettet. Es ist Thorheit, aus — — o ich weiß wohl, was ich besseres hätte thun können! bleiben, und Ein Herz glücklich machen!“

„Das sollst du nicht, und hättest du uns Alle damit beglückt. Verzweiflung ist keine Tugend. Du sollst mit Freiheit das Gute wählen, weil es das Gute ist. Nein! jetzt will ich, du sollst nach Jakobinens Besitz ringen. Du sollst!“

„Es ist Thorheit, Vater! Darf ich Jakobine aus den Armen ihrer Eltern reißen, und mit ihr ans Ende der Erde fliehen: so — ja dann — dann — habt Ihr wohlgethan. Warum muß ich fort?“

„Hm! Es ist gut Robert, daß du über Jakobinens Entführung jetzt anders denkst, als ehmals. Entführe sie dem Schicksal, wenn du kannst! Der Weg des Glücks ist dir geöffnet. Wir wollen zu Hause thun, was wir können, entbehren und arbeiten, für dein Glück. Und das Opfer ist leicht, Robert, wenn Jakobine es verdient. Sophronia würde es verdienen; denn sie hat es gebracht.“

Da drückte der Alte wieder einen alten Stachel in Roberts Seele, aber auch den Muth, dem Schicksal, oder auch den Eltern Jakobinens, sein Glück abzuzwingen, wenn Jakobine — Er warf sich in Bernhards Arme, und er war die Reise über muthiger.

Bernhard brachte ihn in eine nahe Residenzstadt, zu dem Oberbau-Direktor. Der prüfte den Jüngling, und er war mit seinen Kenntnissen vollkommen zufrieden. Bernhard hatte Mühe, dem jungen Menschen eine Summe Geldes aufzudringen. „Wenn ich,“ sagte Robert — „nicht ohne Ihre Unterstützung leben kann: wie soll ich hoffen, dem Glück noch mehr abzufordern, als das?“

„O gut! gut, junger Held!“ rief Bernhard — „so hebe die Summe nur auf, und damit gut! Aber Dein ist sie; Du wirst ihrer bedürfen, wenn nicht für Dich, doch für die dringende Noth eines Andern. Sie liegt so gut

in Deinem Verschluß, als in Unserm. Und damit gehab Dich wohl, Robert! Es gibt ein Glück, Jüngling, das nicht in der Erfüllung unserer Wünsche besteht, sondern in der Erfüllnng der härtesten Pflicht. Ich möchte Dich nicht gern zuletzt noch beschämen. Aber ich muß Dich an Sophronia erinnern. Sie ist auf die edelste Weise glücklich. Und halte ihr Schicksal gegen Deins: so mußt Du sagen, das ihre ist viel hoffnungsloser."

Hier sah Robert ihn an; dann ergriff er seine Hand, und erzählte ihm alles, auch seine Unterredung mit Sophronien in der Nacht zwischen den Felsen am Rhein. Bernhard horchte aufmerksam zu. Er schloß ihn an seine Brust, und sagte: „Nun laß uns scheiden! Sinkst Du, Robert, — an Beispielen der Größe, der Liebe, der Stärke hat Dir es nicht gefehlt. O, Gott sey Dank, ich weiß, Du wirst nie so handeln, daß ein Mensch sagen dürfte: Robert war Sophroniens Liebe nicht werth! Gott sey mit Dir!" — Sie trennten sich.

Als Bernhard weg war, so war das Erste, was Robert von seinem Wirthe, einem wohlhabenden Bürger, nennen hörte, das Wort: „General Walen." Er sprang hoch auf, als er hörte, der General sey hier mit seiner Familie, den er weit von hier auf seinem Gute oder

für den Winter in der Residenz des Landes dachte, und nicht hier in der Residenz eines andern Fürsten. Diese Vorstellung warf sein ganzes System über den Haufen, was er sich erbauet hatte, dem Schicksale alles zu überlassen. Er erkundigte sich nach des Generals Wohnung. Er drückte den Hut über die Augbraunen, hüllte sich in seinen Mantel, und lief zehnmal vorüber, um Jakobinen sich zu zeigen. Sie sah ihn und erkannte ihn nicht.

Aber sie war doch hier, sie athmete doch eine Luft mit ihm. Er war glücklich. Er ging bei jeder müßigen Viertelstunde nach ihrem Hause. Da sah er sie in den Wagen steigen. Er lief dem Wagen nach, ihr nach in das Schauspiel; und Jakobine erschien, in dem ganzen Glanze ihres Standes, funkelnd von Edelgesteinen, in der Loge, dicht an der Fürstlichen. Hier erst sah er zum erstenmale recht den Abstand zwischen sich und ihr. Neben ihr stand ein Mann mit Stern und Ordensband, und bückte sich gegen sie in tiefer Ehrerbietung, da sie ihm etwas sagte. Er stand im Parterre unter den jungen Leuten seines Standes, verloren, ohne daß sie einmal hinab blickte.

Am Ende des Schauspiels, lief er an die Thüre. Das stolze Fräulein rauschte neben ihm weg, ohne ihn zu sehen. Ihr Wagen, von zwei Fackeln begleitet, fuhr vor. Der Präsident des Bau=

Baudepartements, den er gesehen hatte, hob sie in den Wagen, bückte sich, und der helle Glanz der Fackeln flog, wie ein Blitz, erleuchtend durch die Gassen, und er — er stand in einer dunkeln Nebengasse, die Hände über die Brust gekreuzt, unbemerkt, und in finsterer Schwermuth da. Sorgenvoll ging er, als er den erleuchteten Palast, wo sie wohnte, noch einmal angesehen hatte, in sein dunkles Häuschen. Er schlief die Nacht gar nicht ruhig.

Aber wie glücklich wurde er wieder, da er vorüber ging, und aus einem Fenster unten im Hause Jakobine ihn auf einmal mit dem Blicke der Liebe willkommen hieß, ein Papierchen in die Höh hielt, und es dann mit einem Blumentopfe, der im Fenster stand, auf die Gasse herab warf.

Robert hatte das Papier und stürzte triumphirend hinweg. Er las: „O willkommen! tausendmal willkommen, geliebter Robert! Meine Mutter hat einen Sohn; sie kann nicht ausgehen. Mein Vater bleibt auch zu Hause. Seit drei Tagen weiß ich, daß Du hier bist. Komm heute Nachmittag um 5 Uhr in Seidels Place de plaisir. Dich kennt doch Niemand? Sonst gib mir ein Zeichen, sobald Du kommst! Zieh Dein Schnupftuch hervor. Wir sind sicher. Wir haben ganz neue Domestiken hier."

Robert las, und seine Seele arbeitete unter der schönen Hoffnung, sie wieder zu sehen. Er flog um 5 Uhr nach Seidels Garten. Er ging in den Alleen auf und nieder, und sah mit Falkenaugen hinauf und hinab, ob er nicht ein einzelnes Mädchen sehen könnte. Auf einmal redete ihn aus einer Gesellschaft Jakobinens Stimme an: „Ach, sieh da, Herr van Horst, Mein Gott! ich freue mich, Sie zu sehen. Ich dachte, Sie wären längst in England. Hier verbeugte sich Jakobine gegen ihre Gesellschaft, und sagte: „Herr van Horst, den ich bei dem Grafen Schauch kennen lernte. — Was macht die Gräfin Amalie? Ist sie noch immer so fröhlich, so glücklich, so liebenswürdig?"

Der arme Robert stand erröthend da. Er wußte nicht, ob er antworten sollte oder nicht. Er verbeugte sich blos gegen Jakobine.

„O kommen Sie, Herr van Horst! Sie müssen mir von der Gräfin erzählen." Und mit diesen Worten hing sie an seinem Arme.

Sie hatte Mühe, trotz ihrer Leichtigkeit des Witzes, den armen, überraschten Robert in den Gang zu bringen, der ganz besonders viel gegen die Verwechselung seines Namens hatte; aber er war gezwungen. Er fing an von der Gräfin zu erzählen. Jakobine half ihm ein, wo er stockte. Kurz, nach einer halben Stunde war Robert in Jakobinens Gesellschaft

eingeführt, als ein Herr van Horst, als ein sehr reicher junger Mensch, der auf Reisen sich ausbilden sollte, und in dem Hause des stolzen Grafen Schauch der vertraute Hausfreund gewesen wäre.

Das alles sagte Jakobine so natürlich nach einander, so geläufig, wußte die ganze Gesellschaft für den armen Robert so einzunehmen, daß nicht Einer etwas merkte, besonders da Robert zuletzt sich von seiner Ueberraschung erhohlte, und durch seine immer steigende Fröhlichkeit die ein paar verstohlne Händedrücke Jakobinens verursachten, die ganze Gesellschaft erheiterte.

Auf einen Wink Jakobinens begleitete er ein Fräulein aus der Gesellschaft nach Hause. Das Mädchen sagte ihm unterwegs, zu seinem noch größern Erstaunen: „Ich bin Jakobinens Busenfreundin, Herr van Horst! Ich weiß alles, und wenn Sie recht artig sind: so sollen Sie Jakobinen zuweilen sehen; und, um den Anfang zu machen: so bringen Sie mir Morgen um Zwölfe hier meinen Sonnenschirm, als hätte ich ihn vergessen, und die Bekanntschaft ist gemacht. Und hier ist ein Billet von Jakobinen."

Robert nahm Schirm und Billet, und flog nach Hause. Jakobine bat ihn, sich den Namentausch gefallen zu lassen, von dem selbst ihre

Freundin nichts wisse, und der durchaus nothwendig sey, um bei ihrer Freundin Besuche ablegen zu können.

Er las hundertmal. Er wollte alles thun; aber einen Rang annehmen, den er nicht hatte, das war doch fast unmöglich. Und dennoch that er es. Am andern Morgen fand er Jakobine bei ihrer Freundin, deren sorglose Mutter ihn recht angenehm aufnahm, als einen Bekannten ihrer Tochter, nicht Jakobinens. Jakobine beschwor ihn mit Thränen, nicht wieder durch seinen Eigensinn die letzte Hoffnung zu zernichten, die sie so großmüthig gefunden hatte. Er mußte einwilligen; aber Jakobine mußte zugeben, daß sein wahrer Name dem Fräulein wenigstens entdeckt würde.

Das geschah, und nun beruhigten sich Alle. Jakobine hatte ihn in eine höchst seltsame Lage gebracht. Er ging bei ihrer Freundin aus und ein, unter dem Namen van Horst. Er sah dort Gesellschaft, und so sah er sich gezwungen, unter seinem eigenen Namen so verborgen zu bleiben als möglich. Sie zwang ihn, einen Aufwand zu machen, an den er nur mit einer innern Erbitterung denken konnte; denn seine Verwandten mußten für seinen Aufwand entbehren und arbeiten. O er war gar nicht glücklich! Die Entzückungen der Liebe waren nur Augenblicke, die wie Blitze vorüber schwebten, die seine

Seele nicht mehr erhoben, wie sonst. Eine zu bittre Reue folgte jeder Stunde, wo er mit Jakobinen allein war, und des höchsten Glücks des Lebens, geliebt zu seyn, genoß.

O hätte sie gesehen, wie er zu Hause dafür alles entbehrte, fast alles, wie er ganze Nächte auf saß, und Risse zeichnete, und Baurechnungen und Anschläge abschrieb, um nur nicht die ihm anvertraute Summe anzugreifen, die ihm Bernhard gegeben hatte. Sein Fleiß, seine schönen Arbeiten erwarben ihm zuerst den Beifall des Baudirektors. Seine reinen Sitten, sein stilles, häusliches Leben, seine Bescheidenheit, seine ausgezeichneten Talente erwarben ihm zuletzt das Zutrauen, die ganze Liebe des alten edlen Mannes.

Aber dennoch ergriff ihn eine finstre Schwermuth über die Maske, in der er leben mußte; obgleich seine Sparsamkeit, und sein Fleiß ihm den Aufwand ersparten, den sein Umgang nöthig machte. Er lebte, wie auf der Folter. Er floh unter seinem wahren Namen alle Bekanntschaften, um nur Jakobine nicht zu verrathen. Sich, o sich hatte er ganz aufgegeben.

Er öffnete endlich Jakobinen sein Herz. Sie lachte, sie scherzte mit seinem Kummer. Sie hieß ihn kalt, sie hieß ihn treulos, ungroßmüthig. Sie verwies ihn auf die Stunde, da sie ihm den unendlich reichen Lohn seiner Opfer an ihrem Herzen geben könnte.

„O Jakobine," sagte er finster — „ich muß diese Stunde, mit allem, was schwer ist, erkaufen!"

„Schwer? O du findest alles schwer, Robert, was du für mich thun sollst; ich gar nichts! Sophronie, denk ich, sollte es nur fordern."

„Sie würde es nie fodern, Jakobine! Sie würde lieber sterben, als mich erniedrigen. O Du kennst weder mich, noch sie. Aber es sey! welche Stunde denn? wann wird sie kommen? da wieder meine unendliche Liebe die Lust meines Lebens, die Lust eines vorwurfsfreien Herzens seyn wird? Ich schwor, dich nicht aus dem väterlichen Hause zu reißen: welche Hoffnung habe ich denn? Sprich!"

Er betrachtete sie mit flammenden Augen. „Wohin könnten wir auch jetzt fliehen," sagte sie, ihn betrachtend — „da dein Großvater arm ist?"

Er biß sich bei dieser Antwort auf die Lippen; ein kleiner Schauer überlief ihn; aber er schwieg. Immer finsterer wurde sein Geist

Robert entflieht.

Robert lebte so fort, im schrecklichen Gefühl einer Betrügerei, für die er nicht konnte. Er schrieb selten nach Hause; er schob die Schuld auf seine Arbeiten; zuletzt gar nicht mehr. Seinen ungeheuren Fleiß bestätigte der Baudirektor in einem Briefe an Bernhard, der voll des höchsten Lobes von Roberts reinen Sitten, Geist und Charakter war.

Desto öfter schrieben seine Verwandten ihm, und jeder Brief war ein Dolchstoß durch sein Herz; denn alle Briefe enthielten nichts, als die rührendsten Lobschriften auf Sophronia.

„Die Engel mögen wissen,“ schrieb Bernhard — „wie das Mädchen es anfängt, Jeden von uns auf seine eigene Weise zu lieben! Ich könnte dir ganze Bogen voll von dem schreiben, was sie thut, wie sie jede frohe Minute an den flüchtigen Flügeln festhält, und Morgen mit der Freude von Gestern würzt, und Uebermorgen, und so weiter; wie ihre Seele ein wahres Füllhorn des Glücks ist, ein wahrer Zauberstab, womit sie alle Mährchenwunder möglich macht. Deine Mutter ist die Prinzessin im Berge, die von unsichtbaren Händen bedient wird. Wir alle. O Robert, und mit dem Pfeile im Herzen, du weißt, welchen ich meine, hüpft sie daher, wie die Freude selbst, und beglückt; tröstet, erheitert, schützt, wie eine Göttin.“

„Und das alles, wollt ich auch fortfahren, hieße doch nur Einen Strahl der Sonne im schmutzigen Prisma unseres Eigennutzes zerlegen. Die Sonne selbst siehst du dadurch nimmer. O das Erhabenste in ihrer Seele, ihre Gesinnung: darüber halten nur Engel Buch. Nur wenige Herzen, — deins ist unter den Wenigen! — kennen sie. Daß sie sich selbst aufgab, und doch Freude am Leben findet: das rechnet die Mama nicht, weil es keinen Nutzen schafft. Wie die erhabensten Berge nichts tragen, nicht eine irrdische Pflanze, nicht einen Baum, so erhebt sie die erhabene Seele über den Dunstkreis des Lebens, über das Irrdische empor, und steht da allein vor Gott, der Sophronien kennt, mit der erhabensten Gesinnung!“

„O, reden wir von dir, und die zitternde, bebende Mutterlippe hat deinen Namen genannt, dann nennt noch eine andere Lippe bebend und liebend und groß deinen Namen, und Sophronia und Anne sinken einander in die Arme. Aber hier falle der Vorhang über zwei Herzen, die zu zart sind, zu wünschen, die nur lieben, und nicht begehre — hier falle er! denn dein Herz möchte sonst bluten, und du möchtest sterben vor Sehnsucht nach einem Glücke, das deine Leidenschaft und das Geschick dir und uns Allen versagt hat.“

Das las Robert, und er verglich Sophronia und Jakobine, und trüber wurde seine Seele, und ihm kam es oft vor, als müßte er sterben vor Sehnsucht nach einem Glücke, was Jakobine — „O Jakobine!“ rief er — ihm wohl gewiß nicht geben konnte! — eine überirrdische Liebe.

Wie hätte er auf solche Briefe antworten können! Er schwieg, und immer tiefer drang er in sich selbst hinein, da er sich außen in der Welt, die ihn verächtlich machte, verlor. O der Jüngling, schmerzlich betrübt, übte alle andre Tugenden mit einer stillen, abbüßenden Begeisterung in seinem häuslichen Leben unter seinem eigenen Namen. Er war ja ein Betrüger mit einem fremden, den ihm die Liebe gegeben hatte!

Es ging noch an, wenn er mit Jakobinen allein war. Die in Liebe schimmernden Augen, die Thränen, die an den schönen, langen Wimpern hingen, die Begeisterung, in die seine eigene Begeisterung Jakobine mit wegriß, wurden ihm die Bürgen eines innern, hohen Geistes, einer himmlischen Liebe. Lag sie an seiner Brust: so stieß sie stolz das Leben von sich zurück, so war ihr die Freude etwas besseres, als daß sie sie hätte auf den Tanzsälen, unter dem prächtigen Schimmer der Gesellschaftszimmer suchen sollen. Dann kam es ihm vor, als trüge sie auch einen andern Namen, Jakobine, und

einen erborgten, Fräulein von Walen, unter dem sie nur eine verhaßte Rolle spielte.

Aber verbergen konnte er sichs nicht, wenn er sie in der fröhlichen Gesellschaft sah, wie gern sie den glänzenden Schmuck des großen Lebens trug, wie unentbehrlich ihr die theure Freude des Vergnügens in der Welt wurde. Und dieser Jakobine sollte er das Opfer ansinnen, mit ihm alles zu verlassen?

Wenn sie auf dem Tanzsaal zu ihm trat, mit allen pochenden Pulsen, mit dem wallenden Busen, mit den funkelnden Augen, und ihm zuflüsterte: „Welch ein himmlischer Abend! O, es ist doch alles nichts, nichts gegen einen Ball!“ Und wenn sie nun wieder dahin flog mit dem besten Tänzer, einem sittenlosen jungen Menschen, und in seinen Armen hing: so — schwieg Robert. Alle Pfeile der Zukunft waren auf sein Haupt gerichtet. Er stand finster da, wenn sie zurück kam.

„Du bist doch nicht eifersüchtig, Robert?“ fragte sie lachend, wenn sie ihn so finster sah.

„Müßte ich das auch seyn, Jakobine: so wäre ja alles dahin. Gottlob, das bin ich nicht.“ Und so flog sie sorglos wieder zum Tanze.

Und nach dem Tanze saß die auserwählte Gesellschaft Jakobinens, zu der Robert auch gehörte, in einem abgesonderten Zimmerchen, und Witz flog rund um den Punschnapf.

Einer aus der Gesellschaft rief Roberten zu: „Wieder nicht getanzt?“

„Wunder seltsam, Herr van Horst,“ rief ein Anderer — „Was ist der Zweck des Lebens, wenns nicht die Freude ist, und die Jugend? Ich mag nicht eine Minute dahin fliegen lassen, ohne sie bei den goldnen Flügeln zu ergreifen. Ein Kato kann ich noch werden, wenn mein Haar grau und das Herz leer ist.“

„O edler Kato!“ dachte Robert ergrimmt, aber er lächelte nur.

„Ich bin so fröhlich als Einer, und tugendhaft als Einer, wenn die Tugend sich mit den Rosen der Freude kränzt.“

„Mich dünkt,“ sagte Jakobine — „man ist nie weicher, sanfter, großmüthiger, als nach einem Vergnügen. Warum sammelt man für die Armen bei Freudenfesten? Weil die Freude großmüthig macht. Was könnte Tugend auch anders seyn, als die Freude?“

„Halt, gnädiges Fräulein!“ rief lachend eine Stimme — „so bedenken wir bis ins dreißigste Jahr etwan. Jedes Alter hat seine eigene Tugend; Jeder seine eigene nach Stand und Würden. Frau von Brau wurde fromm, weil ihr Liebhaber ihr versicherte, daß kein Gesicht ihr besser stände, als das Gesicht einer Heiligen.“

„Sie sind ein Spötter,“ sagte Jakobine — „So nach gehörte die Tugend auf jede Toi-

lette, als ein Schminkbüchschen; denn die Herren lieben es Alle ein wenig, wenn wir Heilige sind."

"Unvergleichlich, gnädiges Fräulein!" Ein lautes Gelächter feyerte Jakobinens Einfall — "Beschreiben Sie uns die Toilette einer Heiligen!"

Jakobine fuhr fort, von der Freude, von der Eitelkeit weggerissen: "Ein goldnes Döschen mit weißer Schminke, daß ist die Leibfarbe der Tugend. Etwas blaßroth, um jedes Lachen mit einer Schamröthe beantworten zu können. Ein kleines Flacon voll Thränen, statt Rosenöhl. Etwas Essence amère gegen das Lachen, das die Heilige zur unrechten Zeit überfallen könnte. Ein Paar Wörtchen, als: Grab, Ewigkeit, Zukunft — als Seufzer gut zu gebrauchen; statt des Haars des Geliebten im Medaillon, ein Vergißmeinnicht aus einem Grabe empor blühend; eine leise Stimme, ein leiser Gang, bedeckte Augen, gefaltene Fingerspitzen, wenn anders die Hände schön sind; und die Heilige ist fertig."

Man klatschte in die Hände, man erhob Jakobine zu den Sternen. Nur Robert saß finster da, ein heißer Schmerz ging auf und nieder in seiner Seele. Er war ergrimmt; denn Sophronia trug ein Medaillon, wie Jakobine es beschrieben hatte. Sie sah ihn erblassen; aber sie fuhr dennoch fort, witzig zu seyn.

Robert ging mit blutendem Herzen aus der Gesellschaft. Er schlich sich zum Thore hinaus. Er fand sich endlich wieder auf einer Anhöhe, mitten in den Ruinen einer zerfallenen Kirche. Er saß auf dem umgestürzten Altare.

Er erschrack heftig. Es schien ihm ein Bild des Herzens seiner Jakobine. Er sprang auf, er verließ den so schrecklich bedeutungsvollen Ort. Er kam am Morgen mit verweinten Augen nach Hause. Es war eine nicht auszufüllende Leere in seinem Herzen. Er liebte Jakobine jetzt mit noch heißerer Flamme; aber er gab die Hoffnung fast hin. „O mein Großvater!“ rief er jetzt — „O Sophronia!“ jetzt. Er war unglücklich.

Ein paar Tage darauf war er mit Jakobinen und der gewöhnlichen Gesellschaft in einem Garten. Er hatte eben vor Jakobinen sein Herz ausgeschüttet; aber ihre Thränen, die sie vergoß, hatten ihn bald wieder beruhigt. Er ging mit ihr in die große Laube, wo die jungen Leute zusammen saßen. Auf einmal trat in den Eingang der Laube die edle Gestalt des Oberbaudirectors, des Herrn von Salden.

Alles stand auf; denn er war ein höchst geachteter Mann. Er sah mit langen scharfen Blicken Roberten an, der erblaßt allein sitzen geblieben war. „Lassen Sie sich nicht stören, meine jungen Herren und Damen!“ hob er an

— „Mit Erstaunen höre ich, daß sich dort der junge Mensch, Herr van Horst nennen läßt. Mit Bedauren muß ich sagen, daß er ein Betrüger ist. Er heißt Masbach, und ist nicht von Adel, wie Sie zu glauben scheinen.“

Hier hefteten sich Aller Blicke auf Robert, der immer mehr erblaßte.

„Junger Mensch,“ fuhr der Direktor kräftig fort — „es geht mir nahe, sehr nahe, eines edlen Großvaters willen, dessen Enkel einen Aufruf zur Wahrheit hatte, wie vielleicht keiner von Ihnen Allen. Sie sind ein Betrüger. Heißen Sie nicht Masbach?“

„Ich heiße Masbach! sagte der Jüngling zitternd — so erniedrigt war er nie.

„Wie kommt's denn, daß Sie hier mit einem geborgten Namen, und mit einem erborgten Range sind?“ Robert schwieg.

„Es geht mir nahe, junger Mensch! Aber ich kann nicht wissen, welch eine Absicht Sie haben können. Wie sind Sie in seine Bekanntschaft gekommen, Fräulein von Berg?“ Die allein kannte der Baudirektor von der Gesellschaft — „Das ist bedenklich, Fräulein.“

Das Fräulein erröthete. Sie warf einen höchst verachtenden Blick auf Robert, und sagte: „Fräulein von Walen hat ihn unter dem Namen van Horst unter uns eingeführt. Sie muß ihn kennen. Sie ist des Herrn alte Bekannte und vertraute Freundin.“

Hier erhob sich ein allgemeines Gemurmel, unter den jungen Herren. Man konnte sehr deutlich das Wort Betrüger unterscheiden.

Der Baudirektor sah Jakobine mit einem finstern Blicke und voll Erwartung an. „Sie kannten ihn, Fräulein von Walen?“

Da sagte sie erröthend und erblassend: „Ich kannte ihn nur unter dem Namen van Horst. Ist er ein Betrüger: so wurde ich von ihm so gut betrogen, als wir Alle hier.“

„Hm! hm!“ sagte der Direktor, und sah sie kopfschüttelnd an. Da erhob sich Jakobinens Herz gegen die Beschämung, die sie fürchtete. Sie rief eifrig: „Reden Sie, mein Herr! reden Sie! haben Sie mich nicht so gut getäuscht, wie die Andern?“

Robert erhob sein Auge, mit dem Ausdrucke des höchsten Schmerzes auf Jakobine. „Gott!“ sagte er seufzend. Dann fuhr er fort: „Ich heiße nicht van Horst. Ich bin nicht von Adel!“

„Betrogen Sie das Fräulein von Walen?“ sagte der Direktor — „Davon ist die Rede! denn hoffentlich, Fräulein, würden Sie nicht in eine Betrügerei gewilligt haben, die einem Mädchen noch schimpflicher ist.“

Da drangen die Thränen der Schande, der höchsten Erbitterung in Jakobinens Auge. „Reden Sie!“ rief sie heftig — „Betrog ich, oder betrogen Sie?“

„Ich betrog das Fräulein,“ sagte Robert ernst. Er stand dann auf, nahm seinen Hut, und verließ die Gesellschaft.

„Die Worte: „Elender Betrüger!“ schallten hinter ihm her. Er ging in dem schrecklichen Gefühle seines Nichts, der auf ewig verlornen Ehre, langsam durch den Garten nach Hause. Nahe vor dem Hause, erreichte ihn ein junger Mann aus der Gesellschaft. „Mein Herr mit dem unbekannten Namen!“ sagte er spöttisch — „ich will die Komödie mit Ihrem angenommenen Namen gern noch eine Stunde fortsetzen. Ich heiße Sie einen Betrüger. Sie werden doch wenigstens wissen, was Sie thun sollten, wenn Sie den Rang wirklich hätten, den Sie erlogen haben?“

Da drang doch wieder eine Kraft in Roberts verzagende Seele. „O willkommen!“ rief er, mit flammenden Augen. Sie holten beide Waffen. Sie gingen in ein Wäldchen, mit zwei andern aus der Gesellschaft. Hier, angekommen auf den Platze, den sie zum Gefecht ersehen hatten, rief Robert: „Sie könnten Gott danken, mein Herr, mit einem ehrlichen Namen, wenn sie je in Ihrem Leben auf eine so ehrenvolle Art ertappt werden, wie ich heute, obgleich diese Art mich, mich vernichtet hat. Sie würden erstaunen vor dem stolzen Gefühl, so ein Betrüger zu seyn.“

Sein

Sein Gegner lächelte höhnisch, seiner Fechterkunst gewiß. Aber nach fünf Minuten war er entwaffnet. Robert warf ihn mit übermenschlicher Stärke zu Boden. „Nenne noch einmal mich Betrüger!“ rief er. Der Liegende erblaßte. Er sah das flammende Auge des Jünglings.

„Ich habe Genugthuung,“ sagte der Ueberwundene sanfter.

„Aber nicht ich! nicht ich!“ rief Robert — „denn das Wort soll sich mit Flammen in meine Seele graben. Nenne mich Betrüger, Mensch! Elender, verächtlicher Mensch! der du jetzt da liegst, wohin du gehörst, zu meinem Füßen. Du sollst mich Betrüger nennen, oder, beim Himmel! wehrlos, wie Du bist — denn war ich nicht auch wehrlos! O Himmel! Wehrlos! Ehrlos! verloren auf immer! Nenne mich Betrüger! das will ich! das Wort soll nicht aus meinem Ohre kommen! Nenne mich so!“

Da sagte der Zitternde am Boden mit halber Stimme: „Gut denn! Sie wollen es! Betrüger!“

Hier trat Robert zu den beiden Andern, die sich aber schnell gegen ihn bückten, und ihm die Erklärung gaben, daß sie ihn für einen Mann von Ehre hielten. Er sah sie bitter an: „Elende Schmeichler! tausend Tode hätten das Wort nicht von meinen Lippen erpreßt. Und, o die — wer? wer? Ja! sie, sie hat dieses

Brandmal an meine Stirn gedrückt! — O Himmel! „Wie?“ rief er heftiger — wie? ich trage hier in dieser ehrlosen Hand die Wehr eines Mannes?“ Er zerbrach den Degen, daß ihnen die Splitter um die Augen flogen — „O, du hast jede Wehre aus meiner Hand geschlagen! Da stehe ich wehrlos, wehrlos! o wehrlos gegen Alle, gegen das Leben, gegen das Geschick! Ich war ein Betrüger! o, und würde ich taub: ich würde in meiner Seele doch das Wort Betrüger hören, und verzweifeln!“

Während er das sagte, hatten die andern sich langsam zurückgezogen. Sie erstaunten über den seltsamen Menschen.

Er ging den Weg nach der Stadt. Er packte die Summe Geld ein, sendete sie seinem Großvater, mit ein paar kalten Worten zum Abschiede, bezahlte seine kleinen Schulden, verkaufte seine Kleider, und beschloß, den andern Morgen ganz früh die Stadt zu verlassen.

Jakobine thut Buße.

Aber, aber wie pochte Jakobinen das Herz, da sie den geliebten Jüngling die Laube verlassen sah, mit diesem Gesichte, auf dem sie gern

gelesen hätte, ob er ihr verzeihen könnte, daß sie ihn in der unvermeidlichen Noth so Preis gab. Sie sah nichts auf dem Gesichte, als ein Erblassen, und ein Verändern, ein Sinken aller Züge. Sie sah nichts, da sie hinter ihm hersah, als daß er so demüthig, so schleichend dahin ging, als suchte ein Sterbender einen Weg im Dunkeln.

„Das ist doch abscheulich!“ hoben nun die Damen an, als er hinaus war. Jakobine mußte sich rechtfertigen, und sie stimmte anfangs furchtsam, zuletzt ganz muthig mit ein. Aber nach einigen Minuten brach sie auf. Sie ging zu ihrer Freundin.

Hier sank sie nun trostlos in einen Stuhl. Sie foderte schnell Tinte, Papier. „Ich muß ihm schreiben!“ rief sie.

„Laß uns erst überlegen, Jakobine!“

„Du kennst ihn nicht; o du kennst ihn nicht! Ich muß ihm sogleich schreiben; oder ich kann ihn auf ewig verlieren!“

„Er wird ja einsehen, daß dir kein anderer Weg übrig blieb, als ihn abzuleugnen?“

„Glaube mir, er hätte mich nie verleugnet; im martervollsten Tode nicht! Gib mir Papier!“

Sie schrieb, und auf jedes Wort floß eine heiße Thräne. Sie schrieb glühende Worte. Sie war außer sich.

Ein Knabe wurde mit dem Billet weggeschickt, mit dem Befehle, ohne Antwort durchaus nicht zurück zu kommen. Er kam endlich. Sie hielt erst lange die Antwort an das zitternde Herz. Sie hatte den Muth nicht, das Billet zu erbrechen. Endlich riß sie es von einander. Sie las:

„O ich habe Dich entschuldigt! O ich habe Dir vergeben! O ich liebe Dich noch immer Aber die Stimme der Liebe darf mein Ohr nicht wieder hören. Ein böses Wort hat mein Leben zerschlagen. O ich liebe Dich noch! Aber um mich hängt ein Gewitter unbeweglich. Das alles mußte seyn! O Jakobine, ich hätte dich auch gerettet. Das Wort: Betrüger! lag ja schon auf meiner Lippe. Es mußte seyn; aber mußte Deine Lippe das ewige Urtheil sprechen? Aber nun liebe ich Dich noch mehr! Laß mich gehen! Laß mich sanft gehen! Lebe wohl!“

Das las sie. „Ich muß ihn selbst sehen!“ rief Jakobine; aber da kam ihr Wagen. Am andern Morgen war er fort; sie wußten in seinem Hause nicht, wohin.

Sie wand die Hände, da sie das hörte. Sie zürnte mit sich selbst über ihre Verleugnung des Großmüthigsten aller Menschen. Sie kniete nieder, und schwor nun, von diesem Augenblicke an ganz sein zu seyn, ihn nie wieder, sogar nicht gegen ihren Vater, zu verleugnen. Sie hörte

die Erzählung des Duells. Alles drang tief in ihre Seele. Sie liebte ihn mehr als je; sie bejammerte seine Abwesenheit; sie verschloß sich die ersten Wochen, sie vermied die großen Gesellschaften, die er nicht leiden konnte. Sie wollte ihr Verbrechen abbüßen.

Nach und nach beruhigte sie sich wieder ein wenig. „Er liebt dich ja," sagte ihre Freundin — „und wer liebt, entläuft nicht auf immer." Sie hoffte alle Tage, etwas von ihm zu hören. Sie hätte alles in der Welt darum gegeben, daß der erste Februar nahe wäre. Aber es war erst im Mai. Er war erst gefeiert von ihren Eltern. Sie war nur auf dem nächsten Gute mit gewesen.

Sie dankte wenigstens dafür dem Himmel, daß Niemand von ihren Bekannten den Namen Masbach behalten hatte. Der Baudirektor stand mit ihrem Vater in keiner Art von Verbindung.

Sie dachte an den Jüngling mit der alten Zärtlichkeit; aber nach und nach besuchte sie die Bälle wieder, die Gesellschaften. Sie sagte zuletzt ihrer Freundin: „Sieh, jetzt kann ich einmal seine Liebe recht prüfen. Liebt er mich: so kommt er wieder, oder er begräbt sich, wie ich ihn kenne, in eine dunkle Einsamkeit, um an mich zu denken und um mich zu trauern. Ich liebe ihn jetzt unendlich; und, bei allen Schutz-

geistern der Liebe! ich werde ihm treu seyn bis ins Grab!"

Sie hielt Wort. Sie wies alle Anträge von sich, mit einer Stärke, die selbst ihren Vater in Erstaunen setzte. Sie sparte dem Jüngling den Lohn seiner Liebe, seiner Großmuth, seiner Trauer auf, in ihrem Herzen voll Liebe.

Glück und Unglück in einem Hause.

Bernhard hatte den letzten Abschiedsbrief Roberts in den Händen. „Was alle Welt!" rief er — Ich sage zu meinem Barbier mit mehr Wärme Lebewohl, als Robert hier in dem Zettel zu uns. Da ist schon wieder einer von den Masbachs auf der Flucht, wie Adherbal sagt."

Alle drängten sich um den Großvater her: „Schwere Worte!" hob er an — „Zentnerschwere Worte! So hört! So fängt er an: „Reißt nicht Ein Wort, Ein Ruf eine zerdrückende Schneelavine herab, über ganze lebenvolle Thäler? und langsam stirbt alles, was sie bedeckt? Gut denn! so stürzte Ein giftiges Wort einen Eisberg über ein warmes Herz, über ein Leben, und alles wird zu Eis — Herz, Leben,

und Wünsche. Lebt wohl. Robert geht. Lebt wohl!" "

„Versteht ihr das?" Sie standen alle stumm um ihn her. Die Großmama fing sogleich von dem Taschenbuche wieder an.

„Den Teufel auch, Mama! Unser Unglück datirt sich von dem ersten Februar 1702, von dem Prinzen Eugen, der seine Feldzüge in Janitscharen-Leder binden ließ, und lieber das schönste Buch entbehrte, wenn er es nicht auf Velin-Papier haben konnte. Da folgt alles, wie auf einem Schnürchen, von Roberts Liebe zu Jakobinen an bis auf die Schneelavine, von der er schreibt, und von der wir noch nichts wissen; so wie aus Ledas Ei der Teufel alle Tragödien der Griechen ausbrütete. Und wir stehen hier und ächzen und zerarbeiten uns, und das Rad des Schicksals rollt über uns weg. Wir sollten uns Alle, wie Horazens Bäuerlein, an den Strom des Schicksals setzen, und geduldig, wie der verlachte Bauer, warten, bis er abgeflossen wäre. Und so gebe dem Jungen Gott Glück mit auf den Weg, welchen er auch geht!"

Das sagte der Alte auf seine Weise, aber eine Thräne floß doch unbemerkt in seinen Runzeln im Gesicht herab.

Die Andern alle hatten gute Hoffnungen; sie meinten, es sey nur ein heftiger Einfall Ro-

berts, wie er sie oft hätte; aber der Großvater hatte schon zu seinen vorherigen Briefen den Kopf geschüttelt. Sophronia allein erblaßte; aber sie verbarg ihre Befürchtungen.

Bernhard ging in sein Kabinet, und schrieb an den Baudirektor um Nachricht von Robert.

Nach vierzehn Tagen, die sie damit hinbrachten, die Schneelavine zu errathen, die über Roberts Leben gestürzt war, saßen sie am Morgen zusammen im Zimmer; da trat der Postbote auf den Hof, hielt einen Brief hoch in der Hand, und zeigte ihn schon von weitem dem Großvater, der am Fenster saß.

„Da kommt Nachricht von Robert!“ rief der Großvater, und in dem Augenblick fuhr ein Wagen, mit vier Pferden bespannt, auf den Hof. Beil sprang aus dem Wagen, seine Frau, Annette, nnd ein Unbekannter. Sie drängten sich eilig mit dem Postboten ins Zimmer. Bernhard fiel mit einem Arm um Beils Hals, mit dem andern ergriff er den Brief. Er war vom Baudirektor. Beil riß sich aus Bernhards Arm, und er flog mit seiner Frau auf Sophronia zu, die voll freudigen Schreckens den Namen Horatio! rief. Der war der Unbekannte.

Bernhard riß den Brief auf und las. Es war Eine Verwirrung unter allen den Menschen im Zimmer. Aller Augen waren auf den Großvater geheftet, Sophroniens am meisten,

und Madam Beil schlang ihre Arme um Sophronia, und schluchzte laut, und unvernehmliche Worte.

„O Glück ohne Maaß!“ rief Beil. „O gränzenloses Unglück!“ rief Bernhard, mit dem Fuße stampfend; Keiner auf den Andern hörend.

„Ich habe meine Tochter wieder!“ rief Beil, und riß Sophronia an seine Brust.

„Robert ist verloren!“ schrie der Großvater, und Sophronia riß sich aus ihrer Eltern Armen, die sie nicht kannte, deren Worte sie nicht gehört hatte, und warf sich erblassend, und mit der höchsten Angst auf dem Gesicht, zu Bernhards Füßen.

Alle rannten sie jetzt taub und blind durch einander, die Einen zum Großvater, um Roberts Schicksal zu erfahren, Beils zu Sophronia, um sie tausendmal in ihre Arme zu drücken.

„Um Gotteswillen, so schweigt doch!“ rief Beil, und drehete Sophroniens Gesicht auf sich zu — „Ich muß reden! Oder ich sterbe!“

„O wie? wie ist's mit dem unglücklichen Robert?“ riefen die Andern alle.

„Beil! ich bitte dich,“ rief Bernhard — „wir wollen ja nachher Komplimente genug machen. Ich habe hier eine Nachricht —“

„Die glücklichste von der Welt! Ich schwebe im Himmel, Bernhard. Im Himmel! Laß mich! Laß mich meine Tochter umarmen!“

Aber keiner hörte auf den Andern. Alles drängte sich in einen Knaul um Bernhard und Sophronia.

„Den Brief!“ rief Sophronia — „Mein Kind! geliebtes Kind!“ rief Madam Beil. Bernhard wehrte Beide ab, Sophronia ihre Mutter. Es war ein höchst lächerliches Schauspiel, und doch waren Aller Herzen voll der höchsten Empfindungen.

Die Großmutter war die erste, die etwas von dem Zusammenhange zwischen Sophronia und Beils merkte. „Tochter?“ fragte sie. Dann erhob sie ihre Kirchenstimme, und rief Bernharden zu: „Sophronia ist Beils Tochter!“

Da ließ Bernhard die Hand mit dem Briefe sinken, und fragte: „Wollt ihr mich um das bischen Verstand bringen, das ich noch habe? Tochter? Wer? Sophronia?“

„Ja, es ist alles heraus. Sophronia ist meine Enkelin.“ Bernhard hörte nur halb; Sophronia, Anne noch nichts. Es dauerte sehr lange, ehe die beiden Schauspiele, die thränenvollste Tragödie, und das froheste Lustspiel sich auseinander wickelten. Sophronia spielte die Hauptrolle in beiden. Sie lag an ihrer

Mutter Herzen, und rief, Schmerz erfüllt: „O Robert! Robert!“

Endlich warf Bernhard den Brief auf den Tisch, und rief im höchsten Zorn: „So redet, und macht mich nicht rasend!“

Horatio durchsucht seine alten Papiere, um einen Brief zu finden, den er jetzt wegen einer Erbschaft gebraucht. Er stößt auf ein kleines Päckchen Papiere, das er unter den Sachen von Sophroniens Mutter erhalten hat. Es sind Briefe von ihrem Manne vor ihrer Verheirathung. Er sieht aus den Briefen, daß Sophroniens Mutter eine Tochter des Bankiers Beil in ** ist. Er findet noch einen versiegelten Brief an Sophroniens Mutter und an den Bankier Beil, und alle Papiere, welche Sophroniens Herkunft beweisen. O wie glücklich ist er! Er kann der theuren Sophronia ihre Liebe belohnen.

Er reist zu Beils. Er erzählt ihnen das Schicksal ihrer Tochter, deren Freund er gewesen ist. Vater und Mutter hören die Trauergeschichte eines reinen und gebrochenen Herzens mit Thränen.

„Sie hatten eine Tochter,“ fuhr er fort. Hier springen Beils auf, und ergreifen seine Hände; „eine Tochter? o schnell! Lebt sie?“

„Sie lebt! Sie ist das edelste weibliche Wesen auf der Erde.“

„O wo ist sie? wo ist mein Kind?“ ruft die Mutter, und breitete die Arme zu einer Umarmung aus.

„Sie lebt jetzt in Walen bei einem gewissen Bernhard.“

„Bernhard?“ ruft Beil — „O Gott! Barmherziger Gott! Sie heißt Sophronia?“

„Ja, so heißt sie!“ sagt erstaunt Horatio — „Sie scheinen schon zu wissen, was —“

„O, wir kennen sie!“ rief die Mutter — „o Gott! Gott! Warum erkannte ich sie nicht längst, da ich sie in meinen Armen hatte! O, sie hatte ja die Gestalt ihrer Mutter, ihr schönes Auge, die schönen Hände und Arme! O warum erkannte ich sie nicht an der Liebe, die ich für sie fühlte?“

Beil stand in ein Fenster gelehnt, die Hand über die Stirn. „Welche Zeugnisse“ — sagte er bebend — „haben Sie dafür?“

Hier zog Horatio die Papiere hervor. Madame Beil erkannte sogleich die Züge von ihrer Tochter Hand. Sie entriß ihm die Briefe. „O theurer Ueberrest eines so hart verstoßenen Kindes!“ rief sie, und fing an zu lesen. Die Briefe entfielen ihren Händen. „O Beil!“ sagte sie, zu bewegt — „Es sind Klagen über unsere Härte. Sie brechen mir das Herz.“

„O Madame!“ sagte Horatio — „sie redete mitten in dem härtesten Elende mit unendlicher Liebe von ihren Eltern.“

„Mitten im höchsten Elende? O davon haben Sie uns nichts gesagt! O kehren Sie sich nicht daran, wenn auch Ihre Erzählung mein Herz zerspaltet! Erzählen Sie! Welches Elend?“

Horatio machte ein sanftes Bild von ihrer Noth, von ihrer Armuth. Da stand Madame Beil auf. Sie riß von ihrem Halse eine Schnur theurer Perlen, und warf sie schweigend auf den Boden, sie zog ihre Ringe von den Fingern, die Schmucknadeln aus ihrem Haar, und warf alles in unendlichem Schmerz zur Erde. „O Schatten meiner Betty! das werde ich mir nie vergeben!“

Beil faßte die Hände seiner Frau, und bat sie, sich zu beruhigen.

„Nein! nein!“ rief sie zürnend — „ich will mich nicht beruhigen! Sie war mein Kind! diese Hände haben sie verstoßen; diese Hände, die sie dem Glücke weiheten, haben sie unglücklich gemacht! Sophronia! o Sophronia! wie will ich dich lieben! o wie! Wir wollen hin! wir müssen hin! diesen Augenblick!“

Sie stürzte an die Schelle. Sie bestellte Pferde.

Da zog Horatio den Brief der Tochter an ihre Mutter hervor. Madame Beil las: „An meine Mutter, wenn ich nicht mehr bin.“ — „O wie hart straft das Geschick. In jedem Worte ein Todespfeil!“ sagte sie. Sie sah Ho-

ratio zitternd an: „Kennen Sie den Innhalt des Briefes? Ich habe fast den Muth nicht, ihn zu lesen. Kennen Sie den Innhalt?“

„Nein. Wahrscheinlich eine Bitte für Sophronia.“

Da eröffnete die unglückliche Mutter den Brief. Sie las ein paar Zeilen; dann stand sie langsam auf, und ging in ein Nebenzimmer. Beil, nach einigen Minuten, bückte sich und folgte seiner Frau; aber er trat wieder zurück; denn die Mutter lag mitten im Zimmer auf den Knieen, und so las sie den Brief.

Es war eine Todtenstille in dem Zimmer, wo die beiden Männer waren. Sie hörten das Schluchzen der Mutter. Auf einmal kam sie ins Zimmer zurück gestürzt. Sie sah mit ängstlichen Blicken Horatio an. „Sie sind der Horatio, von dem sie schreibt?“

„Ja, Madam! der bin ich.“ Da sank Madame Beil in seine Arme. „O du Freund meiner Tochter! — O Beil! dieser Mensch hat sie erhalten, hat alles mit ihr getheilt! Sie nennt ihn Bruder; Betty nennt ihn Bruder! o was waren wir ihr! — O mein Herr!“ rief sie — „Nehmen Sie alles, alles, was wir haben! Wir sind reich. Gottlob! sage ich jetzt! O fodern Sie, fodern Sie recht viel!“ Sie war im Begriff, vor Horatio zu knieen. Horatio hob sie auf.

„O warum sendeten Sie den Brief nicht?“ fragte Beil.

„Ich fand ihn erst jetzt, Herr Geheimerath! Der Tod kam so schnell. Ich mußte in dem Augenblick fort. Ich warf, was ich fand, schnell unter meine Sachen; so wurde er vergessen. Jetzt fand ich alles, da ich selbst einen nöthigen Brief suchte.“

„Und Sie nahmen meiner Tochter Kind zu sich?“

Ich nahm Sophronia, die acht Jahre alt war, zu mir. Ich hatte der Mutter geschworen, das Kind nicht zu verlassen, und sie nie unter Schauspielern leben zu lassen, sie nie auf das Theater zu bringen. Es wurde mir schwer, mein Versprechen zu halten. Aber Gottlob! ich habe es gehalten.“

Nun fragte ihn Madam Beil um alle kleine Begebenheiten, die er mit Sophronien erlebt hatte. „Sie waren arm. Wie machten Sie es? wie war es möglich?“ fragte sie, und drückte seine Hand.

Da wurde Horatio von dem Andenken der alten Zeit ergriffen. Er sagte mit thränenden, aber frohen Augen: „Sophronia war meine Tochter. Ich hatte geschworen. Ach, sie hing mit einer unbeschreiblich innigen Liebe nun an mir; denn, Madame, ich habe gehungert, um Sophronia zu erhalten. — Ich habe,“ rief

er lauter — „für meine Sophronia gebettelt, von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, um sie mit mir nehmen zu können, ohne sie unter die Schauspieler zu bringen."

Hier stürzten Beil und seine Frau in seine Arme. „Ich gab sie endlich —" fuhr er fort — „da mein Schicksal zu hart wurde, einem Jünglinge, einem Masbach aus Walen; und diese edlen Menschen haben meine angefangene Erziehung köstlich vollendet. O diesen Menschen sind Sie den Dank schuldig, daß Sophronia ein Engel unter den Menschen ist."

Da fuhr der Wagen vor. „Wir trennen uns nie wieder," sagte Madame Beil zu Horatio — „Du bist mein Sohn! Ach, Ich ich hatte einen Sohn. Auch Er! Aber du bist mein Sohn! — —"

Sie stiegen ein und fuhren Tag und Nacht durch nach Walen, und unterwegs erzählte Horatio von nichts als von Betty und Sophronien. „O Sophronia!" riefen die Eltern mit einer immer wachsenden Freude. „O Sophronia!" rief Horatio eben so zärtlich! O glückliche Menschen, ihr fahrt in ein Haus, um die Tochter zu finden, in ein Haus, das eben den Sohn verloren hat!

Fortsetzung.

Da begriff denn endlich Bernhard, nachdem Madame Beil dies, oft unterbrochen, von ihrem Manne und Horatio, erzählt hatte.

„Mamsel Sophronia Beil!“ sagte die Großmutter mit einer kleinen Verbeugung, recht sehr vergnügt, daß zu Sophronien endlich ein Zuname gefunden war, und noch vergnügter wegen eines Planes mit Roberten in die Zukunft hinaus, der vor ihrer Seele stand.

Sophronia hing nun in den Armen ihrer Eltern. „Ja, Kinder, sagte Bernhard — „macht das nun in der Ordnung ab mit Eurer Freude. Du stehst im Sonnenschein da, und kannst etwas an das Herz drücken, ans frohe Herz. Wir stehen hier im Schlagregen des Unglücks. Drum ruft Euer Vivat nicht zu laut!“

Er nahm seinen Brief wieder auf, und las weiter. Alle richteten nun wieder die starren Augen auf ihn; Sophronia mit. „Das ist, wie ein schlechtes Schauspiel, lieber Beil — Es geht mir nahe, aber es ist so! — wo lachen und weinen in einer Szene zu Hause ist. Du drücke da deine Tochter kühn ans Vater Herz, und rufe dein Te Deum; denn sie ist ein Engel! Hier steht etwas von einem Betrüger, und neben dem Worte — das Gott erbarme! — Roberts Name! das ist das Wort von dem er schrieb, das wie

wie eine Schneelavine über uns alles herstürzt. Betrüger! Betrüger!"

„Das schrieb ein Narr!" rief die Mama.

„Sachte! das schrieb ein ehrlicher Mann, Mama! Seht, in ** nennt sich der Junge van Horst, giebt sich für einen Edelmann aus, prunkt mit einer Bekanntschaft mit dem Grafen Schauch, kleidet sich, wie ein reicher Mann, ist überall in allen Tanzsälen, wo es Geld kostet."

„Und uns sendet er die Geldsumme zurück, die wir ihm mitgaben," fiel die Mama triumphirend ein.

„Ja, ja! Woher hat er das Geld genommen?" frage ich — „Wenn er nicht etwan auch ein Spieler war! Da reicht meine Philosophie nicht zu, Kinder!" — Er ging hinaus.

Sie gingen ihm alle nach. Sophronia mit funkelnden Augen, mit brennender Wange, behauptete: „Es ist nicht wahr!"

„Nicht wahr? Sophronia! Der Baudirektor sieht ihn unter diesem Namen in einer Gesellschaft der vornehmsten Adlichen. Er tritt in die Laube, wo sie sitzen. Er heißt — höre wohl zu! — Roberten einen Betrüger, öffentlich vor den Ohren Aller —"

„Der unbarmherzige Mann! er wird einmal auch keine Barmherzigkeit erlangen!" sagte die Mama.

„Etwan der Teufel, Mama, der Vater der Lügen und des Hochmuths? Nein, bewahre mich Gott, daß ich nicht um mich schlage nach Unschuldigen in meinem Unglück! — Er heißt ihn einen Betrüger! das hätte ich auch gethan! Auch; und wäre er tausendmal mein Sohn gewesen."

„Die Thorheit eines jungen Menschen," fiel Beil ein — „du nimmst das zu hoch."

„Du kennst den jungen Menschen nicht, von dem die Rede ist. Frag deine Tochter! sie wird sagen: es ist nicht wahr, oder er ist verloren! denn er war die Wahrheit selbst; und laß mich sagen, weil es wahr ist, er war dem Hochmuth feind, als wäre er die einzige Sünde. Aber sey es, wie es sey; denn ich weiß noch nicht, wie? warum? weshalb er den Namen gestohlen hat."

„Ich wette, es ist jemand dabei im Spiele," sagte die Mama, richtig errathend; denn sie dachte an Jakobine — „und er ist unschuldig."

„Generals sind zwanzig Meilen davon." — Die Großmutter nickte mit dem Kopfe, weil sie häufiger so etwas errieth, als Bernhard mit aller seiner Menschenkenntniß.

„Und," fuhr Bernhard mit erhabener Stimme fort — „Robert muß öffentlich gestehen, und gesteht öffentlich vor der ganzen Gesellschaft, daß er ein Betrüger ist."

„O Himmel!" rief Sophronia schmerz-

lich — „o, das nur, das nur allein laßt nicht geschehen seyn! O Vater, Vater! ist es?“

„Wirklich, Sophronia! Robert heißt sich selbst einen Betrüger, und verläßt die Gesellschaft, wie zernichtet!“

„O Vater, Vater!“ rief Sophronia — „o, was kann ihn dann noch retten? O das Unglück ist unabwendbar!“

„Das eben ist's! das eben! Er hat sich selbst einen Betrüger genannt, sich selbst! Er selbst! und nun lest seinen Brief!“

Er zog ihn hervor! da fiel ein giftiges Wort über ein warmes Herz, über ein Leben; und alles wird zu Eis — Herz, Leben und Wünsche. Robert geht! Das schreibt er, und ich fürchte, wir sehen ihn nicht wieder.“

„Was hat er denn nun gethan?“ rief Mama — „wer seine Fehler gesteht — Gott wird ihm vergeben, weiß ich.“

„Wenn nur er sich selbst? Da sitzt's. Ich überlege, was diese Begebenheit auf diesen Kopf wohl für eine Wirkung kann hervorgebracht haben. Hm! hm! Noch die Nacht hat er die Stadt verlassen, und fort ist er in die Welt, wenn nicht gar hinaus.“

Beil lächelte; er kannte seinen alten Freund sehr wohl, wie er immer an Freude und Schmerz arbeitete, um seinem Geiste zu thun zu geben. Aber mehr lag ihm daran, zu wissen, warum

Sophronia diesen innigen Antheil an Robert nahm. Er nahm Bernharden allein und erfuhr alles.

„Und liebt er das Fräulein von Walen wirklich?“

„Er liebt sie; denn er hält sie für das Ideal, das er sucht, Beil! Das ist's, was mir auf dem Herzen liegt. Sie i'sts nicht; Sophronia ist's. Das jammert mich, Beil, daß hier ein Himmel verloren gehen soll, den er nur ergreifen dürfte.“

„Wenn wir ihn nur erst wieder hätten! mich dünkt, er muß endlich einsehen lernen, daß Jakobine nicht ist, was er sucht.“

„Zum Teufel nein! denn das Mädchen liebt ihn, zum Unglück! und diese Liebe giebt ihr eine so erhabene Haltung, und der Wiederschein von seinem Herzen hüllt sie in den Glanz einer Heiligen. Sie selbst fühlt sich besser und größer, als sie ist, in seiner Gegenwart. Ich muß es gehen lassen. Ich muß. Daß wir arm sind, ist ordentlich ein Glück. Wäre das Taschenbuch nicht verloren: sie wären schon Frau und Mann.“

„Er wird sich melden, Bernhard; und dann — ich kenne den General. Ich will zum Baudirektor fahren. Du sollst Nachricht haben.“

Das Taschenbuch.

Nun entstand um Sophronia ein zärtlicher Streit zwischen Beils und Bernhards. Sechs Monate, wurde beschlossen, sollte sie bei Bernhards, und sechs bei ihren Eltern seyn. Die Anstalten zur Abreise wurden gemacht. Bernhards wollten Beils bis Mausdorf begleiten; Horatio wollte die Mutter seiner Frau mit sich nehmen. Roberts Unfall war fast vergessen, unter den neuen Planen, die man von allen Seiten machte, unter den neuen Empfindungen, die Aller Herzen belebten.

Die Mama putzte sich zur Reise, wie eine Königin; Anne, die freundliche Anne auch, der Mutter zu gefallen. Denn Beil der Millionär, lachte laut auf, da Bernhard von seiner Armuth redete. Das hatte die Mama recht wohl gehört, und sie ging wieder mit stolzem Nacken im Hause umher. Sie machte einen Besuch bei dem Pfarrer, und sprach da so prophetisch von Tapeten, großen Spiegeln, Ankauf von Gütern, daß es nach ein Paar Stunden im ganzen Dorfe bekannt war: Masbachs wären wieder so reich, wie sonst.

Sie stieg, wie eine Königin, in den Wagen, und breitete sich recht gemächlich auf dem sammtnen Küssen aus. So kamen sie in Mausdorf an. Röschens Mutter erstaunte, als die Wa-

gen hielten, als Horatio in ihre Arme fiel, und alles voll Liebe sich um sie her drängte. Sie erschrak, als sie hörte, sie soll fort; und sie erklärte, sie wolle das Grab ihres seeligen Herrn nicht verlassen. „O könnt' ich nur noch einmal mein Kind wiedersehen!" rief sie.

Die Gegend war schön. Beil sah Horatio darauf an. Der lächelte. „Mein Sohn," sagte Beil zu Horatio — „du überläßt mir deine Einrichtung hier." Madame Beil warf sich in seine Arme, Sophronia flog mit funkelnden Blicken herzu. Er konnte nicht widerstehen. Beil erkundigte sich. Es war ein kleines, recht angenehmes Gut im Dorfe, das feil war. Madame Beil sah ihren Mann so bittend, so lange mit schmerzlichen Blicken an, bis Beil einige hundert Thaler wegwarf, und das Gut kaufte.

Die Wittwe erstaunte noch mehr, als sie hörte, das Gut wäre ihr Eigenthum. Aber glücklicher wurde sie nicht; das einfache Herz war ja schon zufrieden gewesen. Die Mama begriff die Frau nicht, die keinen Wunsch hatte, nicht einmal den Wunsch, den harten Nachfolger ihres Mannes mit ihrem Reichthum zu demüthigen.

Ach, sie fragte nur von Zeit zu Zeit Horatio: „War Röschen denn auch recht glücklich?" Und hörte sie: ja! erzählte ihr Sophronia von ihrer Tochter, von ihren Enkeln: dann

brach die Flamme der Freude aus den frommen Augen hervor und wurde ein Gebet.

„Auch hat hier," hob sie gleichgültig an — „der junge Herr ein Buch liegen lassen." Sie reichte dem Großvater sein Taschenbuch. Er nahm es, er erröthete. Er sah in den Deckel, und wollte es heimlich einstecken. Aber die Mama mit den Falkenaugen hatte es gesehen. Sie sprang auf, rief: „O Gott, dem Barmherzigen, sey Lob, Preis und Dank! Wir haben es wieder! Seht doch hin! das Taschenbuch! Anne! Reinhold! das Taschenbuch!"

„Ja, das Taschenbuch, Kinderchen!" sagte Bernhard komisch — „Auch seht ihr," — er öffnete den Deckel — „hier steckt alles wohl verwahrt!" Reinhold sprang doch mit funkelnden Augen herzu. Anne lächelte recht freundlich. „Ja! ja!" sagte Bernhard — „das Taschenbuch ist wieder da, und nun stehe ich hier, und sinne nach, ob damals, als es verloren war, oder jetzt, der Himmel mit einem Zuge aus dem lachenden ein weinendes Kind machte. Ich wollte, Mütterchen, Sie hätten es mir noch so ein Jahr lang aufgehoben."

„O recht gern," sagte die Wittwe — „geben Sie es her!" Bernhard lächelte. Er sah Beil mit Verlegenheit an. Er drückte ihm die Hand, und zog die Augbraunen tief über die Augen.

„Nun denn? was hast du, Bernhard? die Papiere sind doch darin?“

„Alles, alles! Aber begreifst du denn nicht?“ Er ging, von dem Gedanken ergriffen, zu Sophronien, und drückte ihr die Hand mit einem unruhigen Blicke. Sie sah es, sie sagte, mit dem Purpur der edelsten Empfindung auf der Wange: „Wir werden Alle glücklich seyn, mein Vater!“

„Das gebe Gott, mein Kind!“ sagte er mit einem Seufzer.

Aber die Mama hatte nicht mehr Ruhe und Rast. Das Taschenbuch hatte sich ihres Kopfes so sehr bemächtigt, daß sie gar nicht mehr neugierig war. Sie stand auf und setzte sich wieder. Sie hob immer wieder von dem Taschenbuche an, und ärgerte sich, daß beständig von der wiedergefundenen Tochter die Rede war, und nicht von dem wiedergefundenen Taschenbuche. Sie mußte hinaus. Sie ging in dem Gärtchen der Wittwe auf und ab, und sann, was die Leute nun sagen würden, was Generals, wenn sie nun wieder auf Tapeten stände. „Und Anne soll ihren Vater bitten, daß wir türkische bekommen“ sagte sie. — Sie sann drauf, wie sie den General, und noch mehr die stolze Generalin, so auf die Folter nehmen wollte. Aber, zu ihrem Unglück, fiel ihr immer Bernhard ein, der nie demüthiger war, als wenn er reicher war, als der General, und nie stolzer, als wenn er sich einen Bettler nannte.

Sie fing an zu überlegen, ob Sophronia oder Jakobine für ihren Enkel passe, und sie entschied für Jakobine; aber da fiel ihr wieder Bernhard ein.

Vorher hatte die gute Frau schon Sophronien manche Angst auf das schwere Herz gelegt. Nun klopfte sie des reichen Bankiers Tochter auf die Wange, und fragte vertraut: „Du bist doch Roberten recht gut, Fronichen?“

„O liebes Mütterchen, das wissen Sie ja; ich liebe ihn, wie die zärtlichste Schwester.“

„Ja! ja! Schwester!“ lächelte die Großmutter hervor, und kniff Sophroniens Wange — „Schwester! ja, ich weiß — ich weiß —“

Hier erröthete Sophronia vor innrer Schaam, ihr Geheimniß in diesen harten Händen zu sehen. Sie trat zurück, um der Mama abzuwehren. „Mehr nicht, als eine Schwester, und nicht weniger,“ sagte sie kälter.

„O ho! Jungfer,“ sagte die Mama — „wir waren auch einmal reich, und waren nicht stolz: das weißt du, Sophronia.“

Sophroniens Herz bewegte sich im tiefen Schmerze. Sie beugte sich auf der Mama Hand; und, in der That, die Mama brachte es heimlich so weit, daß Sophronia ihre Abreise wünschen mußte.

Jetzt entschied die Mama wieder für Jakobine so halb und halb, obgleich das Schloß in

Walen wegfiel. „Das Testament hat denn doch ein Ende,“ sagte sie, sich tröstend über das Unrecht, das sie Sophronien that. Ihre Sohlen brannten, und sie kam ganz erhitzt zurück: so schnell war sie den Gang auf und niedergegangen.

Sie trennten sich nun endlich Alle, und Bernhard kam wieder in Walen an mit seinem Taschenbuche, und die Großmutter, die keinen Blick von der Tasche verwendete, wo es steckte.

Verhandlungen.

Sobald Bernhard aus dem Wagen gestiegen war, zog er das Taschenbuch hervor. „Hier ist's!“ rief er, und hielt es der Mama hin — „hier ist die Pandora-Büchse wieder, Mama! Aber können Sie wohl für das Glück Ihres Enkels, Roberts, etwas thun — denn sein Glück steht auf dem Spiele, was wir jetzt spielen: seins, meins, bei Gott! und unser aller Glück —: so verschweigen Sie nur eine Zeitlang, daß wir wieder reich sind.“

„Wozu diese Spiegelfechterei?“ fragte die Großmutter ganz kalt. Bernhard sah auf ihrem Gesicht den festen Entschluß, es so bald als möglich bekannt zu machen. „Ich sehe, Mama, Sie haben Ihren Entschluß gefaßt.“

„Gottlob! ja! ich habe mich der Armuth nicht geschämt, weil sie mir Gott aufgelegt hatte. Ich werde mich der Güte Gottes auch nicht schämen.“

„Nun denn! So bald jemand ein Wort von dem Taschenbuche erfährt: so werf' ich den Bettel ins Feuer, den ganzen Bettel! darauf verlassen Sie sich!“ Er hielt bei den Worten das Taschenbuch so, als wollte er eben werfen, und stand so stolz, so majestätisch da, als könnte er noch mehr ins Feuer werfen, als seinen Reichthum. Sie versprach sogleich zu schweigen; aber sie fragte nun nach der Ursach. Die wollte Bernhard nicht sagen.

Doch die Schwäche des menschlichen Herzens! Von dem Taschenbuche kein Wort, ob es gleich der Mama beständig auf den Lippen schwebte; aber heute ließ Bernhard wieder hinten im Garten ein Paar Morgen Acker mit Buschwerk bepflanzen, und Mama verwies die Milch wieder aus dem Kabinet am Wohnzimmer. Den Tag drauf nahm Bernhard einen Verwalter an, und die Mama den Tag drauf eine Haushälterin. Bernhard schenkte Reinholden ein Reitpferd, und die Mama kaufte ein Paar große Spiegel und Fußdecken.

„Ich habe geschworen, Mama!“ sagte Bernhard, als er das aufgeputzte Zimmer sah, und sie von Kutsche und Kutschpferden reden hörte.

„Wir können ja sagen: wir haben einen Schatz gefunden,“ sagte die Mama trocken — „So begreifen die Leute mich so gut, als Sie.“

Reinhold und Anne lachten. Bernhard sah's, und er reichte der Mama freundlich schweigend die Hand.

Da kam ein Brief von Beil. Bernhard las ihn, sein Gesicht wurde immer heiterer. „O, ist Robert gefunden?“ rief Anne eilig.

„Hm! der wird sich finden, Anne. Aus der Welt ist er nicht. Aber, aber — eine andre Nachricht. Mama hatte Recht. Jakobine war in **. Beil ist dort gewesen. Er hat von Jakobine selbst alles, was er mir schreibt. Sie hat Roberten gezwungen, den Namen van Horst anzunehmen, und hat ihn dann, da der Baudirektor ihn einen Betrüger nennt, verleugnet; hat gesagt, sie kenne ihn nicht, sie sey selbst von ihm betrogen. Nun seht! seht! — — jetzt von nun an, Mama, kaufen Sie Spiegel, so groß, so viel Sie wollen. Jetzt müssen wir alles, alles auf das Spiel setzen; jetzt ist der entscheidende Augenblick für uns alle da! Nun hervor! nun alles gestanden! denn jetzt muß er sich selbst retten. — Das sprach er im höchsten Triumphe. „Aber,“ setzte er kleinlaut hinzu — Und wenn er dennoch — dennoch — dennoch — Nein, nein! das Eine Wort wird, wie ein ätzen-

des Gift, in seiner Seele fortgähren. Nein, beim Teufel! nein! Er kann nicht, denk ich!"

„Das Eine Wort, lieber Vater?" sagte Anne.

„Du bist kein Mann, Anne! du kannst nicht urtheilen. Das Eine Wort! das Eine! O wüßte ich, wo er steckte! wüßte ich nur, welch eine Art von Entschluß das Wort hervorgebracht hätte. Ein edler Mann nennt ihn öffentlich einen Betrüger! die Geliebte verleugnet ihn, bestätigt das Wort! Und er — er — stimmt ein, um die Geliebte nicht zu verrathen! Wie find' ich mich da aus seiner Feuerseele voll Stolz heraus?"

Die Mama schüttelte spöttisch-lächelnd mit dem Kopfe. Sie war nun ihres Triumphs ganz gewiß. Sie konnte nicht begreifen, wie Bernhard das Aufheben von der Kleinigkeit machen konnte, wenn er nicht überall von allen Kleinigkeiten Aufheben gemacht hätte. Aber sie ließ sich gar nichts merken. Ihr Triumph stieg, da Bernhard weiter erzählte, daß der General wieder auf dem alten, verschwendrischen Fuße lebte, und daß bald neue Verlegenheiten für ihn eintreten müßten. Ihr Kopf richtete sich immer mehr empor. Sie sah der Generalin Stolz nach und nach in Demuth verwandelt.

Freudig ging sie hinaus, und nach drei Minuten wußten alle Hausgenossen, das Taschenbuch sey wieder da; nach zehn Minuten wußte es

die Nachbarschaft; nach einer Stunde das ganze Dorf. Bernhard sah es an den ehrerbietigen Grüßen der Leute, daß die Mama seine Erlaubniß schon gebraucht hatte.

Strauch kam freudig gestürzt. „Ja, es ist wahr, was da Ihr funkelndes Auge fragen will, guter Strauch. Das reiche Taschenbuch lag ruhig bei einer armen Wittwe, die oft nicht wußte, wie sie den Tagelohn für ihren Arbeiter anschaffen sollte.“

Die Nachricht ging mit der Forstrechnung des Försters an den General, daß das Taschenbuch wieder gefunden, und daß Bernhard reicher als jemals sey. „Hm! wenn es wahr ist!“ sagte der General nachdenkend, und steckte den Brief ein, ohne ein Wort darüber zu sagen.

Er sendete den Kammerdiener nach Walen, um von Strauch Geld zu hohlen. Der Kammerdiener kam zurück. Der General sagte: „Nun?“

„Es muß wohl wahr seyn, Ihro Excellenz. Der Amtmann Strauch sagt's und in Bernhards Hause herrscht der alte Reichthum wieder. Ein Postzug ist gekauft, ein Wagen aus Berlin, der Garten, der Wald, alles steigt wieder empor. Ein großes Gewächshaus ist angefangen. Die grose Wiese mit dem Acker hat Herr Bernhard in diesen Tagen gekauft, um hinten die

Höhe mit dem Gute zu verbinden. Es ist gewiß wahr!"

Der General biß sich auf die Lippen bei der Nachricht.

Am Abend fragte der General: „Jakobine, weißt du nichts von Robert? He! Liebes Kind, nichts?"

Jakobine erröthete, aber sie antwortete rasch: „Nicht ein Wort! haben Sie Nachricht von den guten Masbachs?"

Der Vater sah die rothen Wangen, das Auge, das die Schuld so schnell mit den Augenliedern bedeckte; er hörte die ungewisse Stimme, mit der sie sprach. Er kam auf den Gedanken, ob nicht vielleicht die beiden jungen Leute in einer geheimen Verbindung ständen. Er wollte sich seine geheimen Wünsche nicht merken lassen. Er spielte mit seiner goldenen Dose fort, und sagte eintönig: „Ich habe Ursach, zu glauben, du hast deine Verbindung mit ihm fortgesetzt."

Hatte er entdeckt, daß er hier gewesen war? Sie antwortete ablenkend, aber viel zitternder: „Welche Ursach, lieber Vater?" Der Vater strich ihr liebkosend über die glühende Wange. „Ich möchte fast für Jakobine antworten;" sagte die Mutter kalt und ein wenig höhnisch: „Ja, sie hat sie fortgesetzt."

„So?" sagte der General kalt, und streichelte noch einmal Jakobinen über die Wange.

Hier hob sie das Auge auf, um auf ihres Vaters Gesicht zu lesen. Sie sah Nachdenken auf seinem Gesicht, aber keine Spur von Zorn. Sie sagte recht natürlich; denn sie hatte sich gefaßt: „Verbindung? daß er hier war, war ohne mein Zuthun."

„Hier?" fragte die Mutter, sich zornig emporrichtend und Jakobine mit verachtenden Augen ansehend.

„Hier?" fragte der Vater ganz sanft, freundlich so gar — „das weiß ich ja nicht, Jakobine! Wann denn?"

„Er war hier angestellt, beim Bau-Departement, als Eleve."

„Du weißt ja sehr genau über ihn Rechenschaft zu geben."

„Warum sollte sie nicht, liebe Frau? Sie liebte ihn einmal, sie war seine Braut, und er war ein edler, junger Mensch."

Hier hörte Jakobine hoch auf, die Generalin noch höher. „Wir hatten etwas gegen die Heyrath," fuhr der General fort — „hm! das konnte sie nicht haben. Und wenn die Leidenschaft, wie ich denn wohl sehe, unüberwindlich ist: so —"

Hier warf sich Jakobine ihrem Vater zu Füßen, und rief schluchzend: „Das ist sie, Vater, o das ist sie! Ich kann ihn nie vergessen!"

Die Generalin erstarret fast. Sie konnte nicht begreifen, wie ihr Mann — auf einmal — so auf einmal —

Aber der General wußte recht gut, was er wollte. Er lächelte über das Erstarren seiner Frau; denn er hatte es recht gern, wenn er seiner Frau ein Räthsel war. Er wollte die Verbindung mit dem reichen Bernhard gern wieder anknüpfen. Sein Sohn erbte einmal seine Güter, und seine Umstände waren noch lange nicht so, als Bernhard glaubte. Er kannte den Edelmuth der Familie. Er wußte, daß Robert Jakobinens Bruder nicht verlassen würde. Die Verbindung jetzt von neuem anzuknüpfen, da Masbachs wieder reich waren, war doch gar zu armselig. Durch die beiden jungen Leute mußte das gehen, und der General mußte durchaus nichts davon zu wissen scheinen, daß das Taschenbuch wieder gefunden war. Er hatte also die aller angenehmsten Empfindungen, da Jakobine ihm sagte: Robert sey hier.

„Der junge Mensch erklärte von sich, er wäre ein Bettler! Was würde Jakobine seyn, wenn er sie heirathet?“ fragte die Mutter.

„Eine Bettlerin eben nicht; aber doch eine glückliche Frau,“ antwortete der Vater, und hob Jakobine auf, in seine Arme. „Du siehst ja, Liebe, daß sie trotz unsers festen Willens, ein Mittel gewußt haben, die Verbindung fortzu-

setzen; das muß uns ja endlich den Beweis geben, daß es vergebens ist, sie trennen zu wollen. So bald der junge Mensch — und Talent hat er — ein Amt hat, sie zu ernähren: so —"

„O mein Vater! mein theurer geliebter Vater! —"

„Aber bis dahin, Jakobine —" fuhr der Vater fort. Die Generalin lächelte. Sie glaubte, die Meinung ihres Mannes zu fassen. Sie meinte, er wollte das Mädchen nur hinhalten. Sie stützte das lächelnde Haupt in die Hand, und horchte. — „Bis dahin, Jakobine, siehst du ihn selten. Wo wohnt er?"

„O, er ist schon längst wieder fort! Ich weiß nicht, wo er ist!"

„Nicht? zu Hause ist er nicht." Hier horchte die Generalin noch mehr. „Du kannst nicht herausbringen, wo er ist, Jakobine?"

Hier sank Jakobine noch einmal dem gütigen Vater zu Füßen. Eine unglückliche Begebenheit," hob sie stockend an.

Der Vater fragte, die Tochter antwortete, so viel sie meinte, antworten zu dürfen. Der Vater erfuhr denn so ziemlich die Begebenheit.

Er schüttelte den Kopf. Es war ihm zuwider. „Hm!" sagte er — „ich wollte, er wäre hier."

Die Generalin fing auch an den Kopf zu schütteln über das Treiben des Generals.

„Wir können es ja jetzt ruhig abwarten,“ sagte sie.

„Ich wollte, er wäre hier. Und weißt du, Jakobine, wo er seyn kann: — so —“ er reichte ihr die Hand — „so verspreche ich dir —“

„Hat sich das Taschenbuch etwan wieder gefunden?“ flüsterte ihm die Generalin triumphirend ins Ohr. Der General sah seine Gemahlin finster an, und verließ das Zimmer.

Die Generalin ließ den Kammerdiener auf ihr Zimmer kommen, bestellte allerlei, und da er ging, sagte sie, als fiele es ihr eben ein: „Nun? und Bernhard in Walen ist wieder reich, sagt mir mein Mann?“

Der Kammerdiener, dem verboten war, zu reden, erzählte ihr ganz arglos. „Sag er das meinem Manne nicht,“ sagte sie dann ernsthaft und stolz — „denn ich solls nicht wissen. Ich wills verschweigen, daß er geplaudert hat.“

So erfochten sie hier immer Einer über den Andern jeden Triumph, der sich erfechten ließ, und sie waren nicht glücklich.

Am andern Morgen sagte die Generalin ihrer Tochter: „Eine Bettlerin wirst du nicht werden, Jakobine! denn sie haben ihr Taschenbuch wieder; aber du kennst den alten Bernhard und seine Einfälle. Es könnte kommen, daß ich meine Kleider bei einem meiner Enkel, einem ehrsamen Schneidermeister, machen ließe, und das

Fräulein von Walen unter andern Bauerweibern mit einer Harke auf der Schulter ins Heu ginge. Und so etwas sollte man bedenken; denn die Liebe, mein Kind, vergeht, aber die Schande haftet am Menschen bis ins Grab."

Jakobine machte eine kleine Verbeugung, mit niedergeschlagenen Augen. „Liebe Mutter," sagte sie — „ich hoffe, Ihr Rath soll mir nicht fehlen, um dieser Lage zu entgehen." Aber ihr Herz pochte von ungestümer Freude. Ihr Robert war nun wieder reich, und wie reich, das hatte sie erst damals gehört, da das Taschenbuch verloeen gegangen war.

„O!" rief sie, da sie allein war, mit ausgebreiteten Armen — „wo bist du, Robert? wo? O nun sollst du die Stimme der Liebe wieder hören! O nun sollst du glücklich seyn! O dieses Herz soll alle deine großmüthigen Opfer dreifach belohnen! O Robert, wo, wo bist du? wo erreicht dich meine frohe Stimme? O, liebst du mich noch? O, du schreibst ja: ich liebe dich noch mehr! O jetzt! jetzt! o wie sollst du mich jetzt lieben!"

Sie versank in Träume, wie sie nach Walen kommen sollte. „Denn dort" rief sie — „wissen sie es, wo er ist!"

Roberts Wanderung.

Mit Sonnenaufgange brach Robert auf. Sein Wirth, der den sanften, stillen Jüngling liebte, stand vor ihm, da er zum Hause hinaus wollte. „Lieber Herr Masbach,“ sagte er — „ich habe heute Nacht kein Auge zugethan um Ihrentwillen. Was ist Ihnen begegnet? Warum müssen Sie fort? Ihnen liegt etwas schwer auf dem Herzen. Eine Sünde ist es nicht, das weiß ich.“

Hier schüttelte Robert wehmüthig den Kopf. „Ist es Geldnoth: so vertrauen Sie mir! Ich habe ein kleines Sümmchen gespart, zu einem Nothpfennig. Bei Ihnen soll es mir wuchern, denk ich, denn Ihnen kanns nicht immer fehlen. Ich bin wohl nur ein schlichter Mann; aber —“

„Aber,“ fiel Robert leise ein — „auf Ihrem grauen Haupte liegt doch die Schande eines Betrugs nicht, wie auf diesem.“ Er ließ das Haupt auf die Brust sinken.

Sein Wirth sprang einen Schritt zurück mit den Worten: Gott behüte! — Eines Betrugs?“ Er legte die Hand mitleidig auf Roberts Herz. „Das kann ja wohl nicht seyn, und wäre es: so hat Gott dieses Geständniß dagegen gehört. Sehen Sie, ich nehme doch diese Hand, und drücke sie an ein Herz, das immer aufrichtig war. Nein, es kann nicht seyn! Es kann ja fast nicht!

Dieses Gesicht, dieses Auge —“ der alte Mann hob den Rockschos auf, um sein eigenes Auge zu trocknen. „Und darum müssen sie gehen?“

„Ich muß, lieber Vater!“

„Vater? o ich nehme den Namen an. Kommen Sie! entdecken Sie mir, was Ihnen ist! alles! Ich habe Geld.“

„Ich kann nicht!“ rief Robert eilig, und stürzte bei dem Manne zum Hause hinaus. „Gott sey mit Ihnen“ rief der ihm nach.

Robert floh eilig. Der Abschied hatte ihn noch mehr erschüttert; aber er fühlte doch eine kleine Beruhigung darin, daß er dem ehrlichen Manne gesagt hatte, er wäre ein Betrüger. Er gieng träumend weiter. Auf einmal schlug er die Augen auf, und er saß zum zweitenmale auf dem zertrümmerten Altare, auf dem er vor ein paar Tagen gesessen hatte. „Es ist mein Bild!“ sagte er jezt, die Hand auf das Herz drückend — „mein Bild! So ist denn alles zertrümmert! meine Ruhe, meine Liebe, mein Glück, mein Leben! O meine Mutter, deren Brust ein heiliger Tempel, deren Herz ein Hochaltar ist, auf dem die reine Flamme der Liebe brennt! O nimmer, nimmer höre du von einem Sohne, der nichts bewahrte als sein Leben! Ein Leben voll Schande!“

Er floh zum zweitenmale diesen Ort, der so bedeutend, so schrecklich bedeutend für ihn war.

Er gieng nun mehrere Tage zwecklos in der Gegend umher, ohne zu wissen, wohin.

Starr hieng sein Auge endlich auf den blauen Gebürgen, die vor ihm lagen. Seine Seele spann sich ein in den Gedanken an seine Schande. Er mahlte das Bild mit den dunkelsten Farben aus, die seine Phantasie nur finden konnte; mit der ämsigsten Sorgfalt that er das, um nur einen Gedanken, der nur fürchterlicher werden mußte, und der beständig sich aus dem Grunde seiner Seele empor arbeiten wollte, zu unterdrücken. Es war eine stille Großmuth gegen die Geliebte. Er vergrößerte seinen Fehler und die Schande, um nicht an Jakobinens unedle Verläugnung zu denken.

Aber doch trat sie zuweilen wie ein Gespenst, wie ein Mörder, schnell in den Weg seiner Gedanken, und er erblaßte jedesmal. Er heftete die zitternde Seele wieder auf die Szene, da ihn der Baudirektor einen Betrüger hieß, und rannte diesen Dolch durch seine Seele, um den heißeren Schmerz nicht zu fühlen.

Aber er fühlte ihn doch; es traten immer gräßlicher Jakobinens Worte vor seine Seele, und rissen sie von ihrem Wege ab. Er warf sich in ein Gebüsch am Wege. Er zeichnete den Namen Jakobine in den Sand. Er stellte sich vor, wie reizend sie war, wie treu! — „treu? treu?“ rief er, erschreckend, daß er das Wort

gedacht hatte. „O, schön war sie, wie das Glück," fuhr er sanft fort — „und weich, wie das Mitleiden, und gütig und heiter. Und sie liebte mich ja dennoch. Sie liebte mich ja. Sie liebte ja den Bettler!"

Da stand grinsend das Gespenst wieder da mit allen seinen Schrecken, und er hörte eine harte Stimme sagen: „Sie nannte dich einen Betrüger!"

O sie war schwach nur, die Schande brachte sie außer sich. Kann ein Mädchen seyn, wie ein Mann?

Unveränderlich stand das Gespenst da, und nannte den Namen Sophronia; und er bedeckte das Auge, ach! und hätte gern die Seele und alle Gedanken mit dem Grabe bedeckt.

Er stand auf und ging, als wollte er sich selbst entfliehen; aber dem Gespenst entging er nicht. Es warf die kalte Todeshand immer fester an seine Seele. „So könnte ich wahnwitzig werden" sagte er leise; und er dachte nach Hause, an Anne, an Reinhold, an Bernhard. Aber in jeder Gestalt stand das Gespenst da. Er hörte seinen Großvater sagen: „das Opfer, das wir bringen, ist leicht; wenn Jakobine es verdient."

So kämpfte er, — nicht mit seinem Unglück — denn er hatte sich ganz aufgegeben — sondern mit dem Gedanken an Jakobinens Schuld.

Sie sollte des Schmerzes werth seyn, den er über ihren Verlust fühlte. Er ermattete unter diesem langen vergeblichen Kampfe gegen sich selbst, und er wurde endiich doch der Raub eines noch finstrern Schmerzes, des Schmerzes, daß Jakobine ihn verrathen, ihn verlassen hatte.

So kam er an diesem Abend in ein Dörfchen, wo er die Nacht blieb. Er schlief von der langen Anstrengung ein. Am andern Morgen ging er, wie im irren Traume, weiter gegen die blauen Gebirge zu. Er mochte noch weniger an das Ende denken, welches der wilde Kampf in seiner Seele nehmen würde. Er ging rasch weiter, an dem schönsten Morgen, der je vom Himmel, mit Thauperlen begleitet, von Blüthen umflattert, und von Nachtigallen und Lerchen besungen, zur Erde sank. Er sah ihn nicht. Ihm war, als stände rings um ihn eine finstere, drohende Gewitterwolke, als läge das Gewölkr des Himmels auf seinem Haupte.

Er trat in einen lichten Wald voll junger duftender Buchen. Er streifte den Thau von den hervorstehenden Zweigen, mit seiner enthüllten Brust. Ihm wars, als würde sie leichter schlagen, wenn er das Halstuch abbände, wenn er das Hemde öffnete; aber der Thau kühlte ihm nicht Wange und Brust, nicht der frische Morgenwind, der ihm entgegen rauschte; sie brannten fort. Es begegnete ihm ein junger Mann, der

nach dem Wege fragte. „Ich bin hier fremd!“ sagte er, seufzend über die Bedeutung seiner Worte — „denn bin ich nicht von heute an ein Fremder im Leben, in der Liebe, unter den Menschen? bin ich's nicht? O bin ich's nicht? mit dem Giftworte, Betrüger, hat man mir jede Freundschaft untersagt, und jede Liebe! o die Liebe! und was ist das Leben ohne Freundschaft, ohne Liebe! Ein Seufzer vor dem Tode. Bin ich's denn nicht?“

Er ging vor einem Schlafenden vorüber. „O schlafe! verschlafe das Weh des Lebens! Ich Armer habe keinen Schlaf und kein Leben! Im Leben peinigt mich die Vergangenheit, im Schlafe ein Traum, schrecklicher als Wahrheit.“

So zog sein Schmerz aus jedem Gegenstande einen neuen Schmerz, und immer mehr riß er das wunde Herz von dem Leben los, und immer mehr senkten sich seine Gedanken zum Grabe.

Am Abend stieg noch eine Lerche neben ihm aus einer feuchten Furche in den Himmel empor, und sang der sinkenden Sonne das wirbelnde Lied. „O dir nach! dir nach, liebliche Sängerin des Tages!“ sagte er — „O laß mich mit dir empor steigen, über das Leben, über den Dunstkreis, aus dem das Geschick nichts als Seufzer bildet oder wahnwitziges Lachen! Empor über das Leben! hoch empor, und dann will ich wieder meine Loblieder in deine mischen!“

Da sank die Sonne, und er ging noch immer, und der dunkle Weg führte durch einen Wald. Es tönte der Nachtigall nächtliches Lied. „O warum suchst du die Nacht zu deinen Gesängen?“ sagte er leise — „warum verbirgst du deine Liebe im Dunkel? Ach, ich suche noch ein finsterers Dunkel, noch eine lautlosere Stille für dieses klopfende, zerbrochene, verstoßene Herz! das Dunkel, die Stille eines abgelegenen Grabes!“ Und als er aus dem Walde trat, und hinter ihm der Mond aufging; da ging sein Riesenschatten vor ihm her. „O führe mich, du Schatten, du Bild des Todes, führe mich, bis ich bin, was du bist, der Schatten des Lebens!“

Tiefer senkte sich der Schmerz, die stille Hoffnungslosigkeit in seine Brust ein. Er blieb die Nacht auf einem Heuhaufen in einer Wiese. Und als die Nacht herauf kam, und der scharfe Wind Wolken empor jagte, die bald den Mond verhüllten, bald den Himmel ganz bedeckten, und als alles stiller wurde, die nahe Dorf-Uhr Mitternacht schlug, und der Nachtwächter sang:

„Es deckt das Grab den stillen Schmerz
Und sanft zerfällt das wunde Herz
Im stillen Arm des Grabes —“

da richtete er sich empor; da ergriff ihn der Gedanke des Todes mächtig; da erst hatte er den Muth, mit Jakobinen zu rechten, als er die

Nähe des Todes empfand, und den Muth fühlte, ihr alles, alles zu vergeben im Tode.

Da richtete er sich empor, und sagte: „Jakobine! mußtest Du, Du, die ich liebte, das Todesurtheil sprechen? Du sprachst es! Ich vergebe Dir. O Du sagtest: er betrog mich! Du nanntest mich einen Betrüger! o Du wußtest wohl nicht, welchen Todespfeil Du in meine Seele warfst, da Du das Wort nanntest! So laß mich sterben, weil ich nicht leben darf! Denn mein kannst Du nicht seyn! Mein nicht! Jakobine, so lebe wohl!"

Da wurde der Entschluß des Todes fest in seiner Seele. Er betrachtete noch einmal alle seine Hoffnungen, das ganze Leben. Er sah ja, er hatte sie alle verloren. Jakobine liebte ihn nicht, sie hatte ihn nicht geliebt; denn wie hätte sie ihn verleugnen können! wie hätte sie sonst das harte Wort aussprechen können, das seinen Lippen keine Marter entrissen hätte?"

Sophronia hatte ihn geliebt; noch jetzt, einen Schritt von der dunkeln Unterwelt, deren geweihtes Opfer er war, gestand er es: Sophronia hatte ihn rein geliebt; und hier, fern von der irdischen Begierde, sagte er dem Tode das große Wort, daß er sie wieder lieben wollte, ewig, aber im Leben nicht!

Fester wurde der Entschluß zu sterben in seiner Brust, und die Schmerzen vergingen in der finstern Seele.

Da hatte der Nachtwind die Wolken hinabgetreiben nach Osten. Ueber den dunkeln Wolkendamm stieg der Mond strahlend empor; dort leuchtete der Schwan in der schimmernden Milchstraße. Robert breitete die Arme aus, ihm nachzufliegen. Die Leyer glänzte über ihm. Alle Sterne schimmerten am hohen Gewölke des Himmels. Vor ihm strahlten die weißen Wände des Dorfs im lichten Mondenglanz, und es schlug Eins, die erste Stunde eines neuen Tages. Die Nachtigall sang dazu, und eine Schalmey eines fernen Hirten blies: „Freut Euch des Lebens!"

Da floß eine wundervolle Heiterkeit durch seine Seele, und er gedachte aller seiner erfüllten Pflichten, aller Opfer, die er der Liebe seiner Verwandten gebracht hatte, — und der Unschuld seines Herzens, und der Reinheit seiner Seele, die so rein war, wie der Himmel, zu dem er empor schaute. Da stand er auf, und sagte: „Ich bin unschuldig! Ich bin rein, wie der Himmel und das Licht der Sterne! Die Schande, welche die Welt über mich warf, drücke ich hinab in das Grab, und, Jakobine, deine Untreue büße ich mit meinem Tode! Sey du glücklich! Lebe wohl! Alle lebt wohl!"

Der Tod erschien ihm jetzt, der begeisterten Seele, wie der schöne Jüngling Griechenlands, der die Fackel verlöscht, weil er ruhen will. Da wurde ihm die Schönheit des Lebens erst groß,

weil er den Tod verachtete! da schien ihm der Schmerz, wie der ernste Schutzgeist eines erhabenen Lebens, wie der Führer der Profanen in die Eleusinischen Geheimnisse. Da lächelte er dem Leben zu, das er aufgegeben hatte. Da hätte er noch einmal leben können, um alles um sich her, wie ein Geist, zu lieben, ohne Leidenschaft, ohne Wunsch, ohne Begierde. Da breitete er die Arme gen Himmel, um das Weltall an seine heiße, liebende Brust zu drücken. Dann legte er sich nieder; und sanft unter den Schwingen eines himmlischen Friedens und himmlischer Träume, enschlief er.

Der letzte Tag.

Eben weil er in seinem Innern Muth und Ruhe fühlte, aus dem Leben hinaus zu treten, konnte er die Minute des Todes aufschieben. Er wollte noch einen Morgen erleben. Um vier Uhr erwachte er. Er schaute gegen Morgen, und die Morgenröthe lag, wie ein Blumenkranz, auf der dunkeln Erde. Von allen Sternen stand allein noch die Venus leuchtend da, aber nicht schimmernd. Er betrachtete sie lange, bis sie langsam in den Strahlen des Morgens verschwand. „Wie du, reiner Stern, verschwindet mein Leben in den hellern Strahlen eines schöneren Morgens;“ sagte

er sanft. Da betrachtete er noch einmal in dem Kranze der strahlenden Morgensonne die grüne Erde, den Kranz der Hügel, die weite Aussicht. Aber eine weitere Aussicht lag vor seiner Seele, die Ewigkeit, am Rande der Zeit, den er betreten hatte, und die Erde und das Leben kamen ihm schöner vor; aber er verlangte nicht darnach.

Es läutete zur Arbeit im Dorfe; die Menschen kamen hervor aus dem Dorfe, und die Erde wurde lebendig. Er liebte sie alle, die bei ihm weggingen, und ihn grüßten, und das Leben kam ihn kleiner vor nud schöner, und er fühlte, er hätte wohl noch leben mögen, wenn das Leben nicht Begierde, nicht Leidenschaft, nicht Haß, nicht Angst gewesen wäre. Da erst, am Rande des Lebens, sah er ein, wo er gefehlt hatte, wie groß seine Irrthümer gewesen waren. Da konnte er nicht begreifen, wie er etwas anders hätte lieben können, als die Tugend. Da erst starb die Begierde in seiner Brust, und die Liebe zu Jakobinen zerfloß in seinem Herzen zu dem Wunsche, sie möchte glücklich seyn durch die Tugend; da — bei der Fackel des Todes zündete sich die Liebe zu Sophronien an, die das Leben getragen hatte, als stände sie immer, wo er jetzt stand, an dem Rande des Lebens. Da wurde sein Herz weich, und sein Auge füllte sich zum erstenmale mit reinen Thränen einer ungemischten Freude. Da liebte er alles, alles um sich her mit

heißer, reiner Liebe. Alles Treiben des Menschen schien ihm klein, nur der Tod nicht.

Er stand auf, wie die Wiese sich mit Arbeitern füllte, welche das Heu trocknen wollten. Er foderte von einer Mutter, welche ihre beiden Kinder weich in das Heu bettete, und ihnen befahl, den Topf mit Milch nicht umzustoßen, etwas Milch. Sie ließ ihn trinken. Er gab ihr an Geld, was seine Hand faßte, und lagerte sich zu den Kindern. Die Mutter ging an ihre Arbeit.

Da nahm er die Kinder an seine Brust, die bald aufhören sollte zu athmen, und er umarmte die Kinder, und flüsterte ihnen sein ewiges Lebewohl zu. Er warf in die Milch das wenige Geld, was ihm noch übrig war, und dann ging er gegen das Dorf hin.

Er betrachtete mit hellen Augen die Wohnungen der Menschen, die Wohnungen der Freude und des Schmerzes, wo Leben und Tod sich gatten, die Theaterbühne des menschlichen Lebens von der Geburt an bis zum Tode. „Und spät oder früher," sagte er — „verlaßt ihr sie alle, und folgt mir in die stille Wohnung, die ich beziehe." Er ging durch das Dorf.

So ging er durch Wald und Flur, durch Thal und über Hügel, und er stand noch früh vor einer einzelnen Wohnung. Tausend Schritte davon lag ein Landsitz, nahe dabei eine Stadt. Es war ihm sogar lieb, daß er den Namen der

Stadt nicht wußte, nicht den Namen der Gegend, wo er war. In den Schatten des Hauses setzte er sich, zu ruhen, und dann — — Er lächelte. Eine Frau trat aus der Hütte, ein junges Kind auf dem Arme, eins an der Hand. Thränen rollten über ihre Wangen. „Nein, ich kann nicht!" sagte sie ohne ihn zu sehen — „Ich kann nicht! Gott wird ja helfen, wie gestern. Ich kann nicht! ich kann nicht!"

„Was kann Sie nicht?" fragte Robert.

„Meinen kranken Mann verlassen. Gestern gab mir ein Reisender ein Allmosen."

„Guter Gott! Ich habe nichts mehr!" sagte er — „Ist er sehr krank?"

Die Frau erzählte, daß ihr Mann durch einen Fall sich den Arm ausgesetzt habe, daß er liege, ohne Brodt, daß sie ihn nicht verlassen könnte, obwohl ihre Arbeit Mann und Kinder erhalten sollte. Ihr Mann war ganz hülflos, weil er keine Hand gebrauchen konnte.

Robert ging mit ihr in die Hütte. Er durchsuchte seine Taschen, er fand noch einige Geldstücken. „O Gott sey Dank! das reicht heute!" rief die Frau. Sie sendete das älteste Kind sogleich auf das nahe Gut nach Milch und Brodt.

„Aber Morgen?" fragte Robert — „wie soll es Morgen werden? Wie?"

„O Gott, wir hatten schöne Arbeit hier auf der Chaussee, wo es an Arbeitern fehlt. Wäre

mein ältester Sohn noch hier; sie haben ihn zum Soldaten ausgehoben — so wollte ich unserer Noth lachen. Nun dient er gegen die Franzosen, und liegt vielleicht schon todt!"

„Auf der Chaussee?" fragte Robert — „Gebe sie mir ihres Mannes Kleider! ich habe ein Paar Arme für Euch."

Die Frau hielt das für Spott; aber Robert ergriff des Mannes Rock, er zog ihn an. Er nahm die Hacke, und ließ sich den Weg zeigen. „Ich bin diesen Abend wieder hier." Das Kind war zurückgekommen, er ließ sich Brodt geben. Er ging, er wurde gern angenommen. Er arbeitete mit angestrengtem Fleiße. Er erhielt sein Tagelohn, und er kam Abends in die Hütte zurück. Er gab der Frau das Geld, er aß mit einer dankbaren Familie, die nicht wußte, wie ihr geschehen war. Er ruhte auf dem Lager des Sohnes, ruhig, zufrieden.

Er fühlte, er hatte eine gute That gethan; und eine gute That ist mehr als der Tod, ist größer als der Tod.

Am andern Morgen, da ihn die Frau so ängstlich betrachtete, als er sein Werkzeug wieder ergriff, sagte er: „bis ihr Mann da wieder gesund ist, arbeite ich für Euch; unter der Bedingung, daß ihr Niemanden sagt, wer ich bin."

Er ging. Er arbeitete. Die Frau brachte ihm Brodt und Milch zum Mittage. Abends

kehrte er wieder heim. Aber der Arm des Mannes verschlimmerte sich nach einigen Tagen. Es fehlten Umschläge, Spiritus. Da fiel Roberten die Uhr ins Auge, die hier unaufgezogen lag. Er wollte die letzten Stunden seines Lebens nicht nach menschlichen Stunden zählen. Er machte von der Uhr das Band, das ihm Sophronia geschenkt hatte. „Verkaufe Sie die Uhr in der Stadt!" sagte er — „Ich bedarf ihrer nicht wieder."

Die Frau wollte nicht dran. Er drängte sie. Sie ging nach der Stadt, und er zur Arbeit auf der Chaussee. Auf einmal sah er sich von Häschern umgeben, und die weinende Frau unter ihnen.

Sie hatte die Uhr verkaufen wollen. Der Uhrmacher frägt, woher die Frau die Uhr habe. Die Frage macht sie bestürzt, weil sie nicht sagen soll, von wem. Der Uhrmacher hält die Frau auf, sendet an die Häscher. Man nimmt sie gefangen.

Sie soll gestehen, woher sie die Uhr hat. Sie geräth in Verwirrung, in die höchste Angst. Sie erzählt endlich die Wahrheit. Die Wahrheit scheint recht eine Erdichtung. Man führt sie nach Hause, man findet Roberts Kleider; man vermuthet einen Diebstahl. Die Frau zittert, ihren Wohlthäter zu verrathen. Sie will nicht sagen, wo er ist. Man droht. Sie gesteht endlich.

Man führt sie auf die Chaussee. Robert wird eingezogen, und nach der Stadt gebracht, um verhört zu werden.

Robert beruhigte die Frau. Er giebt dem Kinde das Tagelohn, es dem Vater zu bringen. Dann geht er ruhig mit seiner Wache zur Stadt.

Roberts Freude.

Viele Menschen umgaben den Zug des Gefangenen außer den Häschern. Vor ihm her erscholl das Geschrei: „Ein Dieb! ein Dieb!“ bis auf den Landsitz, wo sich alles sammelte, den Dieb zu sehen. Schon war das Gerücht vorausgegangen, daß man das ganze Haus des kranken Tagelöhners, voll Reichthümer gefunden habe. Robert sah schon von weitem die Menge Menschen und unter ihnen die Familie des Besitzers von dem Landsitze, und eine Menge wohlgekleideter Damen und Herren.

Er ging still lächelnd zwischen den Häschern näher. Er schlug das Auge nicht nieder; denn er dachte an etwas Höheres, als an das Leben.

„Da kommt er!“ riefs mit grausamer, lauter Freude. Aber auf einmal stürzt aus dem Haufen der Damen ein Mädchen hervor, erblassend, mit keuchender Brust, mit ausgebreiteten Armen, seinen Namen, den Namen Robert rufend, an

seinen Hals. Sie umschlang ihn innig, mit wilder Leidenschaft. Es war Sophronia. Es war Beils Landsitz bei der Stadt. „Robert, mein Robert!“ rief sie laut, und hing an seinem Halse. Da drängte der Kreis der Menschen sich näher, mit Augen, welche vor Neugierde starrten.

Robert umfaßte die Geliebte. Mit einem himmlisch-ruhigen Lächeln sah er ihr in das blasse Gesicht. „Sophronia“ sagte er — „so versammeln sich noch Engel um meine letzte Stunde! O hätte ich noch wünschen können: das hätte ich noch gewünscht. Lebewohl!“ Er drückte sanft seinen Mund auf ihren.

Die Häscher machten eine Bewegung. Da umschloß sie fester den geliebten Jüngling.

„Um Gotteswillen, Sophronia!“ rief eine Frau ihr zu, und suchte ihre Arme von Roberts Halse los zu machen „Was machen Sie? Ich bitte Sie! einen Dieb?“

Sophronia warf nur einen stolzen Blick auf sie. „Er ist mein!“ rief sie — „er ist mein Freund, mein Bruder, theurer mir als die Welt!“

Aengstlich brach Madam Beil, hinter ihr der Geheimerath, in den Kreis. Sie kamen erst eben dazu. Er sah, er hörte, er erkannte Roberten. „Robert ist es?“ fragte er mit der höchsten Bestürzung — „Unmöglich! ein Dieb?“

Robert lächelte. Er sah mit schimmernden Augen Beil einen Augenblick an, dann wieder Sophronia.

Beil sagte zu der Gerichtsperson: „darf ich Sie bitten, einen Augenblick in mein Haus zu treten mit diesem jungen Menschen? Ich bin der Geheimerath Beil. Ich hafte für ihn. Es ist das unglücklichste Mißverständniß.“

Die Gerichtsperson bückte sich. „Das kann nur für eine kurze Zeit seyn, Herr Geheimerath! Es leidet fast keinen Zweifel, der Mensch ist schuldig.“

„Schuldig?“ fuhr Sophronia auf. „Robert, warst du ein Betrüger?“ Hier fiel Roberten die Betrügerei ein mit dem fremden Namen. „Ich bin schuldig,“ sagte er ruhig. Beil erstarrte. Aber fester hing sich Sophronia um seinen Hals. „Nein!“ rief sie — „wohin du gehst, Robert: ich gehe mit dir!“

„O“ rief die Frau, die Robert gerettet hatte — „er ist unschuldig! Es sind ja seine eigenen Kleider, es ist ja seine eigene Uhr!“ Alles trat ein bei Beils. Man untersuchte, man hörte ab. Der Rock, den Robert trug, gehörte dem Arbeiter. Seine Kleider paßten ihm. Beil hatte ein Billet in die Stadt geschrieben. Es kam Befehl, den Verhafteten unter Beils Aufsicht zu lassen. Die Frau erzählte, Robert bestätigte die Erzählung mit einer Ruhe, die Beilen ein

Wunder schien. Seine Unschuld wurde anerkannt, und Sophronia fiel nun mit trunkener Freude an seine Brust.

Robert mußte sich, auf Beils Befehl, umkleiden. „Der Kranke!" rief er Sophronia zu, als er ging. Sophronia packte einen Korb voll Lebensmittel, Erquickungen, Arznei, und ging mit der Frau, um selbst den Kranken zu sehen. Sie hüpfte freudig an der Seite der Frau, die mit heißen Thränen erzählte, wie der edle, junge Herr für ihren kranken Mann gearbeitet hätte, und wie es ihr wehe thäte, daß er so schlecht für seine Großmuth gelohnt sey.

Beil indeß fragte Roberten: „warum gaben Sie den Leuten nicht lieber Geld, seltsamer Mensch?"

„Ich hatte nichts."

„Kein Geld? Robert! das ist ja seltsam. Wo haben Sie es gelassen?"

„Ich hatte alles, was ich hatte, vertheilt, dort auf der Wiese."

„Vertheilt?" Hier wurde Beils Gesicht sehr ernst und nachdenkend. „Vertheilt? Wohin wollten Sie denn, Robert?"

„Wohin?" Er gerieth in Verlegenheit. Er brach das Gespräch ab. Er wollte auf die letzten Stunden keine Unwahrheit legen, auch nicht die kleinste. Beil betrachtete ihn lange, das ruhige Gesicht, auf dem ein stiller, stolzer Frieden ruhte.

„Aber Sie bekannten sich ja schuldig, Robert?"

„Ich war es. Ich nahm in ** einen Rang, den ich nicht hatte. Auf diesem Leben ruht fest und unbeweglich eine Schande, Herr Geheimerath!"

„Der Baudirektor kennt jetzt Ihre Unschuld. Das Fräulein von Walen verleitete Sie. Auch das Wort ist zu hart, für deine Schuld, Robert, du theurer Sohn meines Freundes! Sie zwang dir den fremden Namen auf. Du hast auf deiner Mutter Herz schwere Stunden gelegt, Robert! Niemand weiß, wo du bist. Dachtest du deiner Eltern nicht, Robert, in deinem zu finstern Gram?"

„Ich dachte an sie; ich dachte an mehr," antwortete er aufrichtig. Aber Beil verstand ihn nicht.

„Was ist deine Absicht, Robert?"

„Ich bin sehr unglücklich gewesen," sagte er — „ich bin's nicht mehr. Ich bin jetzt ruhig; jetzt! dieses Glück will ich in einer reinen Brust bewahren. Das ist meine Absicht."

„Du wirst doch eine Zeitlang bei uns bleiben, Robert, bis ich deinem Großvater Nachricht gegeben habe?"

„Einige Tage, dann will ich gehen."

Da trat Beil vor den Jüngling hin, und sagte, seine Hand fassend: „das Leben ist klein!

der Tod ist erhabener, als das Leben; aber es ist noch etwas Erhabeners als der Tod."

„Eine gute Handlung," sagte Robert ruhig.

„Recht! Robert, du gingest den Weg zum Tode, Robert! denn du vertheiltest dein Geld. Da schobest du die Stunde des Todes auf, um einen Kranken zu erquicken. Die gute Handlung meinst du?"

Robert drückte Beiln die Hand. Beil fuhr fort: „Und um deine Mutter zu erquicken, deine kummervolle Mutter, deren Leben an deinem hängt, willst du deinen Tod nicht aufschieben? Leben ist nichts; aber tugendhaft Leben ist mehr als der Tod, zu dem du entschlossen bist."

Aber ohne sein ruhiges Gesicht zu verändern, sagte Robert: „Ich will nur die Stille in meinem reinen Herzen bewahren. Ich gehe zu meinen Eltern, wenn sie es wünschen. Ich hasse das Leben nicht. Ich liebe es jetzt mehr, als sonst, nicht meins; aber das Leben! das Leben! Ich kann leben, wenn es ein Opfer ist, das zu eines Menschen Ruhe dient."

Hier drückte Beil den Jüngling an sein Herz. „Versprich mir das, Robert!" Robert versprach es lächelnd. Beil zitterte vor dieser Ruhe des Jünglings.

Er sendete sogleich einen Kurier an Bernhard, und schrieb ihm: „Ich habe dir vergolten, Bernhard. Du gabst mir eine Tochter;

ich gab dir einen Sohn. Ich habe Roberts Leben erhalten. Er ist bei mir. Sey ruhig! Sein Geist ist still, als hätte er schon die Fesseln des Lebens zerbrochen. Aber ich schwöre dir, ich will ihn retten! Beil."

Nun kam Sophronia nach Hause. „Dein Freund, Sophronia, ist in einem Zustande, der unsere ganze Sorgfalt fodert. Ich bitte dich, Sophronia, erwecke eine Leidenschaft, welche es ist, gleichviel! Schaam, Betrübniß, Zorn, Liebe, Eifersucht, in seiner Brust, die so still ist, wie das Grab!"

Sophronia erblaßte. Sie flog zu Robert. Sie bat ihn, mit ihr zu gehen. „Ich will dir meine köstlichen Lauben, mein Gebüsch zeigen, meine Nachtigallen. Er gieng mit ihr, freundlich, ruhig.

„Aber," sagte sie — „ich habe dir so viel zu erzählen; so viel glückliches von mir. Es hat sich sehr viel merkwürdiges zugetragen, seit wir nichts von dir wissen, Robert!"

Er sah ihr zutraulich ins Auge. „Und du fragst nicht einmal, wie ich hieher komme? bist du mein Freund nicht mehr?"

„Ich bin dein Freund, Sophronia!" sagte er sanft.

„Und nun weiß ich nicht, soll ich erst von deinem Glücke reden?"

„Von meinem? das kannst du nicht, Sophronia!“

„Oder von meinem? Ich bin Beils Enkelin. Meine Mutter, die mich Horatio'n übergab, war Beils entflohene Tochter!“

„Sieh, wie das freundliche Schicksal dir immer mehr Gegenstände der Liebe gibt, Sophronia, der heißern Erdenliebe. O, liebe Sophronia, sey du nur glücklich! Das Leben rauscht ja doch vorüber, wie ein froher Traum, und es bleibt ja doch dem Herzen nichts, als das reichere Grab!“

„Meine Eltern kamen nach Walen, um es mir anzukündigen; da stand ich zwischen drei Vätern, zwischen drei Müttern, und wußte nicht, zu welcher ich zuerst fliehen sollte, vor welcher ich zuerst knieen sollte.

„Das Leben ist wahrhaftig karg, Sophronia! Dein Herz liebten sie Alle. Das Herz war nicht zweifelhaft, und floh zu Allen auf einmal. Die Zeichen der Liebe sind arm, das Herz nicht, das stille Herz nicht.“

„Auch das Leben ist reich an Glück. O war es nicht eine süße Wonne? die Thräne des Schmerzens um dich, Robert, — denn eben erhielten wir deinen Abschiedsbrief — zerfloß in einer Thräne der Freude um meine glücklichen, wiedergefundenen Eltern. O wir sanken einander in zitternde Arme, an zitternde Herzen — —“

„Die Hand mag zittern; das Herz soll nicht zittern, Sophronia!"

„Du fehltest nur, um uns glücklich zu machen, du allein. Wir zitterten für dich! für dich allein!"

„Das ist das Leben! Ihr zittertet, und ich war glücklich."

„Aber glücklicher sollst du noch werden, Robert! Alle die Wünsche deines Herzens sind erfüllt."

„Sie sinds, wahrlich, Sophronia!"

„Das Taschenbuch ist wiedergefunden! Jakobine — —" sie warf bei diesem Namen einen Blick auf Roberts Gesicht. Er blieb ruhig. — — „bereut mit heißem Schmerz, daß sie dich in dem überraschenden Augenblick verläugnet hatte."

„Das habe ich gewünscht, Sophronia! Sieh, wie das Schicksal freundlich noch alle meine Wünsche erfüllt hat!"

„Der General weiß, daß ihr wieder reich seyd —"

„Gute Sophronia, ein Sterbender darf nicht lächeln. Laß das, gute Sophronia! ich weiß, das eben ist es. O das war der lezte tödtliche Pfeil, den das Schicksal in mein Herz warf! Ich habe Jakobinen alles vergeben. Da stand das Herz still. Laß das, gute Sophronia! Sieh, ich will ja Leben, nicht für meine Hoffnungen; für die Freude meiner El-

tern, für dich will ich leben. Ich kann ja nicht wieder die Stürme des Lebens, in seine dunkle Nacht zurücktreten, Sophronia! Ich will am Rande des Lebens still und friedlich wohnen, wie unter einer Morgenröthe, und du, Sophronia, wirst neben mir wohnen. Dein Herz ist ja immer so rein gewesen, wie meins jetzt, und meiner Mutter, die von dem Leben nur umgeben ist, wie ein höherer Geist von einer feinern, durchsichtigen menschlichen Gestalt. O wir wollen ja doch sehr glücklich seyn!"

Da konnte Sophroniens Herz nicht mehr widerstehen. Der verzehrende Schmerz hatte allen Muth, alle Freude aus ihrer Brust weggelöscht. Sie faßte ihn in ihre Arme, sie ließ ihre warmen Thränen an seiner Wange niederrollen.

„Warum weinst du, Sophronia? weil ich so glücklich bin? o weine du nicht! meine Seele hat keine Thräne mehr, weil sie keinen Gram mehr hat. Meine Freude hat nicht einmal Thränen mehr. Meine Brust ist ruhig, sonst hätte ich ja weinen müssen vor Freude, daß ich dich noch einmal wieder sah, meine treue Sophronia! Denn, — Sophronia, dir habe ich nichts verschwiegen, — — denn ich war entschlossen, zu sterben."

„O Gott, zu sterben, Robert? zu sterben? O, wir Alle müßten dir ja nachsterben vor

Schmerz und Sehnsucht! du, Robert, du liebtest mich ja?"

„Ja, denn nun will ich ja noch mit Euch leben."

„Und willst mit Jakobinen glücklich seyn? Robert, rede doch! O dein ruhiger Blick dringt mit Entsetzen, wie ein kalter Gespensterblick, verderbend in meine Seele! du willst mit Jakobinen glücklich seyn?"

„Mit allen Wesen! Mit dir, Sophronia! du liebtest mich. Ich liebte dich wieder. Siehst du, da lebte ich in der dunkeln Nacht; eine finstre Leidenschaft trieb mein Herz unstät im Sturme umher. Jetzt liebe ich dich, Sophronia; o jetzt, jetzt habe ich keine Worte, dir zu sagen, wie ich dich liebe, wie ewig, wie unbeschreiblich, wie treu!"

„Liebster Robert, höre auf! Versprachst du mir nicht dort am Rhein, nie ein Wort mit mir über meine Liebe zu reden?"

„Damals. Aber jetzt — das Grab liegt ja zwischen mir und dem Leben, dem ich das versprach — jetzt will ich mit dir reden, meine Sophronia, von nichts will ich mit dir reden, als von meiner Liebe zu dir. Mein Herz war rein, meine Seele war rein. Ich fasse es nicht, warum ich dich nicht allein in meinem Herzen trug. Aber als das Leben vor mir, wie ein täuschender Nebel, zerfloß, als das Schicksal vor mir

stand, und mich fragte: willst du denn sterben? da fühlte ich, wen ich immer geliebt hatte — dich! Ich liebe dich; allein, könnte ich sagen; denn ich liebe nichts so, als dich!"

Als er so redete, und Sophroniens Hand auf sein Herz drückte, und ihr so unschuldig, so sanft, ins Auge schaute, und sein Herz durch den reinen Diamanten seines Auges so rein hervorblickte, da konnte sie auch dieser lieblichen, überirrdischen Täuschung nicht mehr widerstehen. Sie fand auf einmal in der hoch empor wallenden Brust, wie leicht es sey, wie schön es sey, zu sterben. Es war ihr, als sagte ein Bewohner des Himmels ihr, daß er sie liebe. Da umwehte der schönen Täuschung Flügel ihr trauerndes Leben, und in ihrem Herzen wurde der Entschluß fest, diese überirrdische wie er, fest zu halten. Sie legte das stille, schlagende Herz an seinen Busen, und da, in dieser gefährlichen Stellung, öffneten sich alle versiegten Quellen der alten Liebe wieder. Sie ruhte zwei glückliche Minuten in dieser Täuschung an seiner Brust.

„Siehst du, Sophronia, daß du mir jetzt glaubst, daß ich dich allein liebe," sagte er leise, und sanft lächelnd — „Sag doch, Sophronia, soll ich denn dieses stille Glück, das mich ja endlich einmal gerecht macht, wieder weggeben? Soll ich mich aus der reinen Luft unserer endlich, endlich glücklichen Liebe wieder in den Nebel der

wilden Leidenschaften stürzen? Ich sprach einmal dein Urtheil; nun sprich du meins, meine Sophronia! soll ich Jakobine lieben?"

„O Robert, ich möchte mit dir sterben! Ja, ich glaube dir, daß der Tod das süßeste ist. Aber jetzt kann ich dir nicht antworten. Du sollst glücklich seyn: das ist alles, was ich von dem Leben wünsche. Mich habe ich aufgegeben, schon längst! glaube mir!"

„Und ich habe mein Daseyn wieder gefunden an Sophroniens reinem, fleckenlosem Herzen. So sind wir Eins."

Beil hatte Sophronien zu dem Jünglinge gesandt, um ihn aus dieser schönen Betäubung zu erwecken; und Sophronia sagte zu ihrem Vater: „Ach, lieber Vater! o ich könnte eben so, wie er, mit ihm sterben! O seine Seele ist so heilig, so ruhig, so glücklich —"

„Wie ein Träumender, wie ein Nachtwandler, Sophronia! Aber ein Traum, und dauerte er auch ein Leben durch; und täuschte er die Sinne des Menschen mit den Freuden des Himmels, ist kein Glück."

„Eine so tugendhafte Schwärmerei, mein Vater — —"

„Ist doch Schwärmerei, mein Kind! Der Mensch darf seine Wurzeln nicht aus dem Leben ziehen, Sophronia. Die Erde, dieses Leben mit seinen Schmerzen, mit seinen Freuden, mit

seinen Irrthümern ist des Menschen Vaterland; alle Menschen sind seine Mitbürger. Das Grab ist der Hafen, wo erst die Mannschaft des Schiffs feyern darf von der mühevollen Farth. Nicht auf dem hohen Meere darf der Schiffer den Mast niederlegen, die Seegel einziehen, und der Ruhe pflegen. Sophronia, wie du aus Walen flohst, den Wunsch des Todes im Herzen, fandest du nicht die Ruhe wieder in der gemeinen Arbeit des Lebens, die dein Herz für geliebte Menschen übernahm? Die Ewigkeit ist der künftige Frühling, das Leben der Winter. Du sollst im Winter dich des Frühlings freuen, du sollst dich nach ihm sehnen; aber ist es recht, wenn du die Winterarbeit versäumst, weil du träumst, der Frühling sey schon da? Laß uns den Jüngling aus seiner himmlischen Verzückung reißen! er ist auf dem Wege zum höchsten Unglück.

„Unglück? Vater —"

„Auf dem Wege zum stillen Wahnwitz. Und lebe der Wahnwitzige unter den Freuden des Himmels: ist Wahnwitz darum minder ein Unglück?"

Da erschrack Sophronia; aber nun war sie bereit, ihrem Vater zu helfen, den Jüngling zu heilen. Jeden Tag fand sich nun ein Unglücklicher, dem Beil helfen wollte. Aber das Unglück machte eine Reise nöthig, Untersuchungen, Schreibereien. Sophronia trug mit ihrer Freund-

lichkeit ihrem Freunde Robert die Hülfe der Unglücklichen auf.

Robert mußte fort, er mußte reiten, er hatte Geschäfte, er mußte für einen Unglücklichen, für einen Betrogenen, für einen Bedrückten, sich herum zanken mit Christen und Juden. Beil hatte sein altes Handwerk, daß er an Roberts Vater ausgeübt hatte, noch nicht verlernt. Anfangs war alles vergeblich; denn in Roberts Seele war der Gedanke des Todes zu fest eingedrückt. Aber Beil hetzte ihm solche Ungeheuer auf den Leib, er machte ihn zum Zeugen und Rächer solcher entsetzlichen Ungerechtigkeiten, daß endlich die alte Flamme des Zorns aus der Seele wieder hervorbrach.

„Er ist gerettet!“ rief Beil, als Robert zurückkam und erzählte, und nun aus dem Auge wieder die Flamme hervorsprühte, und Leidenschaft wieder die schlafende Brust erweckt hatte. Da erinnerte ihn Beil an den Baudirektor, und die Farbe der Schaam überzog des Jünglings Wange wieder; da nannte Beil mit furchtsamer Erwartung — denn Sophronia hatte dem Vater ihre Liebe zu Robert gestanden — den Namen Jakobine, und setzte hinzu: „O, du solltest sie sehen, liebe Frau, wie reizend sie ist! „Robert schlug die Augen nieder, und eine sanfte Röthe überzog aufs neue seine Wange.

„Er ist gerettet, mein Vater!“ rief Sophronia — „aber ich habe ihn verloren!“

„Möchtest du ihn um den Preis gewonnen haben?“

„Nein, mein Vater, nein! Er ist gerettet! Ich danke Gott! er ist gerettet!“

Da stattete Beil den Jüngling aus, und er reißte nach Hause zu seinen Eltern.

Roberts Zurückkunft.

Da trat Robert eines Morgens ins Zimmer zu seinen Eltern. O welch ein Wiedersehen! obgleich sie Alle, Bernhard ausgenommen, nur halb wußten, wie nahe er dem Grabe gewesen war.

Bernhard hatte von Beil verlangt, er sollte Robert in Sophroniens Gesellschaft lassen, oder das Mädchen nach Walen schicken. Beil antwortete ihm: „Sophronia ist ruhig. Sie freut sich seiner Rettung. Ich will Sophroniens Herz nicht auf dieses gefährliche Spiel setzen. Laß ihn, Bernhard, laß ihn wählen unter den Mädchen! Ich bitte dich überhaupt, Bernhard, geh vorsichtig mit seinem Herzen um, das der Schmerz sehr weich gemacht hat. Ich kann dir nicht ein Wort schreiben über seine Wünsche, über seine Empfindungen. Er entzieht sie jedem

Auge, jedem Blicke. Jeden Augenblick, den er den Herkules Arbeiten, die ich ihm auflegte, entziehen konnte, brachte er mit sich in der Einsamkeit zu. Er hat Zeit genug gehabt, mit sich selbst Eins zu werden, und einen Entschluß zu fassen. So sehr du auch Sophronia liebst, Bernhard: so bitte ich dich, plage ihn nicht mit der Entscheidung! Du könntest ihm sonst aufs neue, wenn er sieht, daß seine Wünsche nicht mit den unsrigen übereinstimmen, an den Rand des Grabes zurück drängen, von dem ihn Sophroniens alles aufopfernde Liebe zurückgezogen hat. Alle deine Papiere sende ich dir durch einen Kurier an Horatio, der sie dir allein übergeben wird."

„Ich glaube, du wirst sie nöthig haben. Der General Walen ist in Umständen, die irgend ein großes Opfer nöthig machen werden. Wenn nur der erste Februar nicht wäre, und der alte verteufelte Oheim, dem er überall nachspüren läßt!"

„Meine Sophronia ist eine reine Perle. Wo las ich das? der erste Engel am Throne Gottes weinte eine Freuden-Thräne, als ihm Gott seine unendliche Liebe zeigte; aus dieser Thräne wurde Sophroniens Seele. Doch das kannst du von Robert so gut sagen, als ich von Sophronia. O Bernhard, sind wir nicht glückliche Väter! und wäre er aus dem Leben gegangen: wärst du nicht dennoch, in deinem unendlichen Schmerze, ein glücklicher Vater gewesen?

Fahre Wohl! Geh vorsichtig um mit dem Knaben Absalon! Veil."

Die Mama versprach mit Thränen, nicht die Namen Sophronia noch Jakobine zu nennen, da ihr Bernhard nun vorlas und vordeklamirte, wie nahe Robert dem Tode gewesen war.

Sie liebten den Jüngling, als wenn er ihnen aus dem Grabe geschenkt wäre. Und er war auch, wie ein Erstandener. „Mutter," sagte er zu Annen, sanft ihre Hand an ihre Lippen drückend — „nun bin ich glücklich! vor dem Auge des nahen Todes lernte ich erst dein Herz kennen, deine stille Liebe, womit du alles gleich umfängst, deine heitre Seele, womit du Leben und Tod erwartest, das Unglück erträgst und der Freude geniessest."

„Du trittst erst in das Leben, Robert," sagte sie lächelnd — „Das junge Herz muß es anders geniessen als ich. Froher, thätiger, mit der Liebe eines Bräutigams mußt Du das Leben an Dein Herz drücken, wie eine heiß geliebte Braut!"

„Nicht so liebste Mutter! Laß mich wie du, die Blumen meiner Liebe iu das Leben pflanzen, wie in einen fruchtbaren Garten. Und glaube mir, ich werde glücklich seyn, wie du, heiter, gütig, liebend, alles! alles!"

„So sey erst glücklich, wie ich es war, mein theurer Sohn! O ich bitte dich, sey erst glücklich!“ Er lächelte statt der Antwort.

„Liebst du nicht, Robert?“ fragte sie im mütterlichen, hohen Vertrauen, dem keine Gränze gesetzt werden kann. Sie fragte das mit Thränen, mit einer süßen Umarmung. „Werde erst glücklich, wenn du liebst, mein Sohn, Robert?“

Er sah sie mit einem ruhigen Lächeln an. „Ich bin sehr unglücklich gewesen, liebste Mutter; aber ich hoffe, ich werde glücklich seyn.“

„Und — o mein Robert — darf ich fragen, an welchem Herzen? allein darf kein Herz seyn. Darf ich fragen, Sohn Robert?“

„Ich werde glücklich seyn, Mutter. Aber frage nicht, Mutter, o frage nicht weiter!“

„Aber beten will ich für dich, mein Robert!“

„Und der Himmel erfülle alle deine Gebete, meine fromme Mutter!“

Anne verschwieg dieses Gespräch; aber es war etwas wundersames an dem Jünglinge. Worauf Bernhard gerechnet hatte, auf den blutigen Kampf zwischen Roberts Liebe gegen Jakobine, und seiner Dankbarkeit gegen Sophronia, das geschah nicht. Er redete von Beiden nicht, gar nicht. Aber er war unbeschreiblich still und heiter.

Bernhard schüttelte den Kopf dazu. Reinhold nahm seinen Sohn allein auf einen Spaziergang. „Robert," hob er sanft an — „es ist nicht so, wie es seyn sollte."

„Wie so, mein Vater?"

„Nein, deine Stille, deine Ruhe ist ein fremdes Gewächs, das deinem Herzen alle Frucht aussaugen muß."

„Ist's doch in meiner Mutter Herzen einheimisch; so muß es menschlich seyn.

„Ja, aber in deiner Mutter Herzen sproßte die Ruhe aus dem Glück auf.

„Warum nicht auch in meinem? Vater, ich bin glücklich, was auch der Großvater sagen mag."

„Er will, du sollst wieder in die Welt."

„Ich bin ja schon drin! Habe ich nicht hier, was ich überall finden kann, und mehr hier, als ich finden könnte?"

„Du hast Kraft für etwas größeres," sagte Reinhold — „als hier Walen dir bieten kann."

„Seltsam, Vater! Hatte mein Großvater nicht Kraft zu allem Großen, und er verwendete sie alle nur, seine Tochter zu beglücken?"

Hier trat Bernhard aus dem Gebüsche dazu. Er hatte das Gespräch gehört. „Ich hatte aber vorher," sagte er — „den Versuch gemacht in der Welt."

„Ich möchte ihn kaum machen, lieber Großvater. Ist nicht überall die Welt, wo ich Menschen habe, die ich beglücken kann? und fehlts mir in Walen? Und hätte das Geschick mich in eine menschenleere Wüste hinausgestoßen: könnte ich dann kein Mensch seyn? o wehe dann dem Menschen, der mit seinem Herzen nicht so weit reicht, als mit der Hand, die einen Hülflosen aufrichtet! Was soll ich in der Welt? Beil hat mich hinein gesandt. Ich gab, Vater! das war fast alles, was mir die Welt erlaubte. Ich kann hier mehr, ich kann hier viel mehr. Umringt von Menschen, die wir Alle kennen, die uns lieben, die uns bleiben: wie viel besseres läßt sich da thun, als in der Welt, wo mir nichts bleibt, wo alles wechselt und verschwindet! Aber wäre es auch nicht, bedürfte hier Niemand meines Herzens, und meiner Hülfe: so — liebster Vater, mein edler Großvater! — das Allererhabenste im Menschen ist seine stille Liebe, womit er, wie das Licht, die ganze Schöpfung durchreicht. Sein Wunsch, alles glücklich zu sehen, seine Gesinnung ist ja unfruchtbar für die Meisten. Die That ist ja ein Bettler, liebster Großvater! nur das Herz ist reich. Lassen Sie mich eine Million vertheilen, mit der Vorsicht eines Geitzhalses, an Arme, an Unglückliche; geben Sie mir eine zweite Million — sie ist ein Tropfen Wasser, den ich in eine verheerende Flamme werfe. Ich gebe sie hin; bin

ich denn nun weniger gut, weil ich nichts mehr zu vertheilen habe? Ist kein Unglücklicher mehr? Aechzen nicht Tausende in Sklavenfesseln? Gott! ist kein Schlachtfeld mehr? kein Sterbebette? kein Erdbeben? keine Hungersnoth? Was bleibt uns denn in der Noth des Lebens anders, als das Herz, die Liebe, der Wunsch, die Gesinnung, die, wie Sie selbst sagen, gleich den erhabensten Spizzen der Berge, nichts fruchtbares tragen, und nur erhaben sind?"

„O!" hier warf er sich den beiden Männern in die Arme — „ich will Euch alle beglücken, Euch alle! O so laßt mich doch hier an Herzen, die ich am meisten liebe, die ich —"

„Wenn du so denkst, mein Sohn!" rief Bernhard — „so bedenke auch das, daß wir nicht glücklich seyn können, wenn du nicht glücklich bist, nicht menschlich glücklich bist. Der Berg mag die erhabene Stirn über die Wolken empor heben, wie der Mensch sein Herz über das Leben; aber von seinem Fuße hinauf müssen Wälder stehen; fruchtbare Gefilde muß er schützen; Menschen müssen in seinen Thälern wohnen und jauchzen. Wenn du das meinst: so — sey mir willkommen mit deinem Herzen, mit deiner Liebe, mit deiner Ruhe! So werde, wozu die Natur dich bestimmt hat, ein glücklicher Mann, ein seliger Vater, ein Greis, wie ich, und deine Welt sey hier!"

Sie ergriffen Roberts Hände, und sie standen gegen einander, wie gute Geister, die ein Welt segnen wollen, mit dem Himmel in den tugendhaften Herzen.

Reinhold wollte noch etwas sagen; aber Bernhard rief: „Laß ihn! Laß ihn! Sag' ihm nichts, gar nichts! Er hat mit dem Tode Rath gehalten, und der Tod hat für jedes Leben Weisheit die Fülle. Laß ihn! Laß ihn, Reinhold, laß ihn! Er kennt unsere Wünsche, und sein Herz ist weich genug, sie zu erfüllen. Wir wollen ihm sagen, Reinhold, wie reich wir sind an stiller, edler That."

Da ließen ihn die beiden Männer sehen, wie viel gutes sie in verborgener Stille gethan, wie manches Paar durch sie froh die Bahn des ehlichen Lebens angetreten, wie mancher sinkenden Haushaltung sie empor geholfen hatten. Und Robert bewunderte die Tugenden der beiden Männer, und die zarte Liebe seiner Mutter, welche die Unglücklichen aufspürte, und die Wohlthaten mit sanfter Hand vertheilte.

Da gelobten sie sichs aufs neue, rings um sich her den Kreis ihrer Liebe zu verbreiten, so weit sie könnten. Aber Bernhard sagte nicht ein Wort von Sophronien, wie nöthig sie wäre für ihren Plan, nicht ein Wort von Jakobinen, wie sehr sie dem edlen Plane im Wege stehen würde.

„Wir hätten es ihm sagen müssen, meinte Reinhold — „Er war ergriffen von unserm Himmel. Er hätte sicher Sophronien seine Hand gegeben.“

„Und er wäre unglücklich gewesen vielleicht. Das Herz hat seine Rechte, das Leben auch. Laß ihn, Reinhold! Laß ihn — ob ich gleich fürchte, er wird Jakobine wählen — denn der General kommt hieher, vielleicht heute noch. Wäre doch Sophronia hier! — Aber — nein! nein! der Vater hat Recht.“

Der General kommt.

Jakobine hatte beständig das Wort Walen auf den Lippen. der General hatte es beständig in Gedanken, besonders da ihm der Förster schrieb, daß der junge Herr in Walen angekommen war. „Wir müssen nach Walen,“ sagte der General.

„Also nach Walen,“ fragte die Generalin spitz. „Ich weiß nicht, lieber General, wie du übersehen kannst, du, der fast nie Rath annimmt, daß diese Masbachs in Walen die Rathgeber, ja die Herren des Generals von Walen seyn werden. Du kennst den alten Bernhard, du hast es selbst gesagt! Eine Mesallianze auf eine solche Gefahr hin wagen!“

„Eine Mesallianze ist es denn nun nicht, liebste Frau; denn der Name Bernhard ist nichts, als ein angenommener Name. Der alte Bernhard ist ein so alter Edelmann, als ich selbst.“

„Und heißt?“

„Das weiß ich nicht. Aber er ist's. Denn er hat mir es überlassen, die Verbindung noch vor der Trauung abzubrechen, wenn ich nicht gestehen müßte, daß er aus einem so alten Hause wäre, als ich selbst.“

„So? der Kerl ist dann ein Narr; und das ist die gefährlichste Art Menschen, mit denen ich mir nicht gern etwas zu thun mache; aber dem sey so. Sein Enkel heißt doch Masbach?“

„Sein Enkel ist ein gebohrner Edelmann; denn bei seiner Tochter Verheirathung hat er seinen Schwiegersohn in Wien adeln lassen, und hat ihn sogar adoptirt, ohne daß sein Schwiegersohn etwas davon weiß.“

„Hm, ich hätte ihm kaum zugetraut, daß er auf eine Sache, die er nicht achtet, einen solchen Werth legt. Warum aber? ich möchte zweifeln.“

„Bernhard hat mir gesagt, ich würde den Grund, warum er es gethan hat, einsehen, so bald er mir ihn sagte.“

„Gut denn! Jakobine kommt denn in ein

ganz neues Haus mit einem alten Namen. Der Graf Schmerzing aber —"

„Jakobine liebt ihn nicht — so alt sein Haus auch ist."

„Aber sie zeichnet ihn aus, wie ihn Hof und Stadt auszeichnet, als den feinsten, den witzigsten Menschen. Das ist viel für ein Mädchen, glaube mir!"

„Nun denn, nun denn!" rief der General schmerzlich, „ich bin ohne Bernhard ein Bettler. Ists nun genug?"

„Schon wieder?" fragte die Generalin aufspringend, und heftig erschreckend — „Du hast einen Sohn, General!"

„Eben dies! Der Graf liebt Jakobine; aber er bedarf Vermögen. Meins gehört' zur Hälfte Bernharden. Er ist ein Mensch, Frau, ein seltener Mensch; sonst wären wir schon gestürzt." Hier machte er eine lange Pause. —

„Und die andre Hälfte ist nicht zu retten, wenn mein alter Oheim, der General Walen, nicht konsentirt, daß ich Walen verkaufe. Dem Testamente wäre auch auszuweichen, meint Bernhard —"

„Ich dächte, Walen wäre nicht Lehn?"

„Ist's nicht; aber der General hat Ansprüche auf das Gut, das er freilich aufzugeben geschie-

nen hat, weil er sich seit zwanzig Jahren nicht meldete, die aber dennoch rechtskräftig sind.“

„Ich dachte, der alte Oheim wäre so reich, und ohne Erben.“

„So glaubten wir Alle; aber ich, ich weiß es, daß er verheyrathet war. Seine Ehe war unglücklich. Die Frau betrog ihn. Sie wurden geschieden.“

„Und sind Kinder da? du spannst mich auf die Folter! Was geht's mich an, ob die Ehe unglücklich war! Sind Kinder da?“

„Das ist's, was ich nicht weiß, und was mich ängstigt. — Bernhard ist reich, sehr reich, mehr als du glaubst. Er machte mir Anerbietungen, die — mich retten können, wenn er sie nur wieder thut.“

„So laß uns nach Walen!“ rief die Generalin eilig. — „So laß uns nach Walen! Ich wollte, du hättest früher geredet.“

„Du kennst diesen Bernhard nicht. Er gebot mir, zu schweigen, und bei Gott! es ist als wäre dieser Mann mein Fürst.“

„Und Schmerzing, dächte ich, nähmen wir mit uns. Es ist das Mittel, den jungen Menschen thätig zu machen.“

„Ich will keine Intriguen bei diesen einfachen Menschen. Ich danke Gott, daß ich's fühlen kann, sie sind edler, als wir.“

„Wir gehen nach Walen," sagte die Generalin zu Jakobinen, und recht freundlich — „Masbachs scheinen die Verbindung mit uns aufgegeben zu haben, Jakobine! Sie ist uns aber jetzt nothwendig. Wir werden allerlei kleiner Listen bedürfen, den jungen Menschen wieder anzuziehn."

„O Mutter, Mutter! List? o behüte mich der Himmel! ein offnes Herz, eine reine, flehende Liebe sind die Mittel, die allein bei ihm zu gebrauchen sind."

„So edel der junge Mensch auch seyn mag, woran ich jetzt nicht mehr zweifele, so ist doch das Herz ein Herz. Und überlege ich, was deine Verleugnung auf dieses stolze Herz gewirkt haben kann: so — Jakobine, Jakobine, du wirst mir folgen, denk ich. Ich liebe dich, mein Kind, und ich wünschte von Herzen, daß du glücklich werden möchtest.

Jakobine flog zum erstenmale herzlich in ihrer Mutter Arme, mit heißen Thränen. Die Mutter fühlte zum erstenmale ihr Herz in den Armen ihrer Tochter in mütterlicher Freude schlagen.

Sie reisten ab, sie kamen in Walen an. Jakobine sah mit unbändigem Herzklopfen das Haus, wo Robert wohnte; die Großmama stand allein am Fenster, sie öffnete es, und ver-

beugte sich mit einem freundlichen Gesichte. Die Generalin lächelte. „Ein gutes Zeichen empfängt uns."

Die Mama wendete sich um, mit einem höchst angenehmen Gesichte, und sagte: „da sind Generals! Alle! Jakobine auch, schön, wie ein Engel! Sie sah hier nach dem Fenster, als wollte sie die Scheiben mit den Augen einschlagen."

„So?" war die ganze Antwort. Robert war im Garten bei den Arbeitern. „Strauch" fährt sie fort — „hat mir gestern erzählt, daß Jakobine alle Anträge von Grafen, Baronen und Herren standhaft ausgeschlagen hat. Ich dächte, das könnte viel wieder gut machen. Aber man darf nicht reden, leider! mag der Junge heyrathen, wen er will. Aber Recht bleibt doch Recht! und was Gutes an Fräulein Jakobine ist, sollte er doch wissen."

„Das sollte er," rief Bernhard — „da haben Sie Recht, und ginge alles der Queer; so sollte er das wissen. Sie mögen es ihm sagen."

Robert kam. Alles gerieth in Verlegenheit. Die Mama rückte hin und her auf ihrem Sessel, erröthete, sah Bernharden an, dann Roberten. Bernhard nickte und sie hob an: „Generals sind eben gekommen, Robert!"

Bernhard hatte seinen Enkel scharf im Auge. Er fuhr zusammen.

„Die ganze Familie," fuhr die Mama fort.

„Robert fuhr zum zweitenmal zusammen. „Jakobine wird doch gesund seyn? das arme Kind sah recht blaß aus."

„Mama," rief Bernhard — „das sagten Sie uns ja nicht? — Aber, Robert, die Großmutter will dir erzählen, was sie von Strauch gehört hat, und was du freilich wissen mußt: das Fräulein hat verschiedene, recht annehmliche Vorschläge gehabt, und hat sie — standhaft ausgeschlagen."

„Um Deinetwillen, lieber, guter Junge!" setzte die Mama hinzu.

„Sagt das Strauch auch?" fragte Bernhard.

„Wenn er es auch nicht namentlich gesagt hat: so läßt sich das ja an den Fingern abzählen."

„Gut, Mama, ich dächte, Robert hätte zehn Finger zum zählen, so gut wie Sie."

Robert sagte ernst: „Wenn sie die Menschen nicht liebte, die um sie warben: so konnte sie keinen nehmen."

„Das sage ich auch, guter Junge," sagte schnell die Mama, damit Bernhard ihr nicht zuvorkäme. „Sie liebte keinen; denn sie liebte schon Jemand anders." Robert sah ernst vor

sich nieder. Dann sagte er sanft und zärtlich: „O, liebe Großmutter, glauben Sie mir, Jakobine bedarf keines Vorsprechers, als mein Herz."

„Und so ist es Recht, Robert," sagte die Mama, und schlug mit der Faust in die offne Hand — „Das ist christlich! recht christlich!"

Bernhard sagte gar nichts mehr. Er warf nur einen schnellen Blick auf Reinholden, der ihn eben so schnell, aber freundlich, beantwortete. Robert ging hinaus. Die Großmutter saß, wie ein Triumphator, in ihrem Armsessel, und sah stolz rings umher.

Den andern Tag erwartete man auf dem Schlosse einen Besuch von Bernhards Hause. Jakobine hütete den Weg ins Bosket; aber Niemand kam. „Auch begreife ich nicht, wie Jemand kommen soll, der so beleidigt ist. Ich gehe selbst," sagte der General. Er ging, und traf Bernhard im Felde am Hause. Der General sah aufmerksam dem Alten ins Auge; aber da war keine Spur von Veränderung. Noch immer die alte, freundliche Herzlichkeit.

Die Schuld machte den Anfang der Unterredung. Bernhard lächelte. „Ihro Excellenz werden nicht reich werden," sagte er — „das sehe ich nun wohl. Aber zu helfen stände ihnen dennoch, wenn — —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Walen hier; aber da steht das Testament im Wege, und ein alter Oheim, der — kurz ohne dessen Erlaubniß das Gut nicht verkauft werden kann.“

„Das mein' ich nicht; ich meine, Sie verpachteten die andern Güter an Strauch, so gut wie Walen. Strauch kann jetzt ein beträchtliches mehr an Pacht geben. Erhält Strauch die andern Güter dazu: so hilft eins dem Andern. Ich habe mit Strauch darüber geredet. Kurz, Ihre Excellenz, Sie werden um große Summen betrogen.“

Der General hatte eine Kälte, einen finstern Trotz erwartet, und fand Liebe. „Herr,“ sagte er — „ich habe alles, was das Leben geben kann, und ich habe Sie beneidet, in der Stunde sogar, wo Sie sagten: Sie wären ein Bettler! Aber, — Ihnen darf ich ohne Umstände sagen, was ich denke — Jakobine, ist hier! — — — Sie antworten nicht, Bernhard?“

„Weil ich nichts zu antworten weiß.“

„Sie sind wieder reich, denken Sie?“

„Das denke ich nicht, Ihre Excellenz. Glauben Sie mir!“

„Nun dann; die jungen Leute hatten die Verbindung nicht abgebrochen. Robert war in **.“

„Das weiß ich."

„Es war ein seltsamer Zwiespalt zwischen den jungen Leuten; eine Kleinigkeit, lieber Freund!"

„Eine Kleinigkeit? da irren Sie, Ihre Exellenz; sonst hätten Sie Roberten schon gesehen."

„Werden wir ihn sehen, lieber Freund?"

„Das weiß ich wieder nicht; das ist lediglich Roberts Sache. Es giebt Augenblicke, wo Einreden Sünde ist."

„Aber was wünschen Sie, lieber Freund?"

„Unsere Wünsche können Ihnen ganz gleichgültig seyn, Herr General! Wir wünschen Roberts Glück, und Jakobinens Glück."

„Das heißt die Verbindung Beider."

„Wenn sie Beider Glück ist."

Jakobine! Jakobine!

Robert kam nicht. Jakobine ging in das Boskett. Aber das Boskett war öde. Sie ging bis dicht an die Gränze beider Gärten. Da traf sie die Großmutter. Fräulein Jakobine sah sie mit Mitleid erregendem Blicke an. Sie verbeugte sich so ehrerbietig gegen die alte Frau, daß

sie sogleich ihr ganzes Herz hatte. Dann fragte mit zitternder Stimme Jakobine: „Was macht Robert?“

Da drohete die Mama mit dem Finger, und mit einer lächelnden Mine sagte sie: „Wer mich bekennet vor den Menschen — Fräulein, das war nicht fein! Aber verlassen Sie sich auf mich! Robert ist freilich — böse; aber — aber — das arme Herz! das arme Herz! Wie ich ihm sagte: Fräulein Jakobine ist da: hu! wie roth! hu! welch ein Verlangen! hu! die Augen so groß, wie ein Paar Aster! Wenn er Sie sieht, Fräulein: so — ist kein halten mehr. Ich denke, wir werden bald Hochzeit haben.“

Da flog Jakobine triumphirend nach Hause. „Für die Kleinigkeit so viel Unruhe!“ sagte sie, die Hand auf die unruhige Brust legend — „Nein, das ist zu arg! Aber er solls doch auch fühlen; wüßte ich nur erst — —“

Sie gieng an der Gränze so oft, bis Robert sie sah. Er kam auf sie zu, mit einem offenen Gesicht, doch ein wenig erblassend.

„Jakobine,“ sagte er, und reichte ihr die Hand — „wie geht es Ihnen?“ Da pochte ihr Herz. Doch antwortete sie sanft. Er redete von dem schönen Herbst, von ihren Arbeiten, von den neuen Gebäuden. Sie hörte zu; aber trotz der

gleichgültigen Worte hatte sie doch seine heimlichen Blicke bemerkt, sein feines Erröthen, das Beben seiner Stimme, sein Heben der Brust, seine Seufzer, die er verbergen wollte. Sie kam doch auf den Flügeln der Freude nach Hause.

„Du hast ihn gesehen?" sagte die Generalin. Jakobine erzählte der Mutter alles.

„Und was willst du nun thun? dich anbieten?"

„Ist das nöthig?"

„Es ist nöthig, daß wir bald wissen, woran wir sind, Jakobine!" Hier wiederholte die Generalin noch einmal ihren Rath. Die Generalin machte mit Jakobinen einen Besuch, und sie betrug sich so, daß die Mama entzückt war.

Robert kam, er war still, aber offen; ruhig, aber freundlich. Jakobine war höchst reizend gekleidet, und doch einfach, wie ein Landmädchen, und doch war die Kleidung studirt. Die Großmutter winkte mit den Augen; nichts half. Sie nahm ihn in eine Ecke, und brummte: „Höflich kannst du doch seyn!" Er blieb sich gleich.

Aber Alle sahen sie, wie er Jakobine betrachtete, wenn sie mit einem Andern redete, wie er seufzte, wie das Auge dann und wann auf-

funkelte, wenn sie nicht hersah. Der Besuch war zu Ende. „Sie müssen doch unser Gewächshaus sehen," sagte die Großmutter — „Du, Robert, führe das Fräulein! du wolltest ihr ja die Aussicht von oben zeigen, die du angelegt hast."

Das half. Robert ging mit Jakobinen durch den Park nach der Aussicht. Er war gleich freundlich. Jakobine seufzte, sie wollte das Gespräch auf die alten Zeiten bringen; auch trat ihr Robert nicht in den Weg. Aber er redete mit Ruhe davon. Er hörte mehr, als er sprach. „O wie schön!" sagte sie, da sie oben mit ihm war vor der Aussicht. — „Mein Vater hat mir den Berg im Park zu einer Parthie gegeben. Lieber Robert, ich weiß aber nichts damit zu machen. Nichts will passen, was ich mir ausgedacht habe."

„Und doch paßt dort alles so leicht, Jakobine! Die alte Eiche oben bleibet zur Krone, hinab Gebüsch, einen grünen Platz dazwischen, ein Paar Blumen Hügel, bis hinab ins Thal."

„Wollen Sie mir das Morgen zeigen? Ich wollte meinen Vater im Frühjahr damit überraschen. Morgen um Achte, lieber Robert."

Um acht Uhr war Robert im Garten, er ging nachdenkend die Höhe hinan; da sah er Ja-

kobine sitzen auf der Wurzel der Eiche, die nachsinnende Stirn in die Hand gelegt, in tiefem Kummer. Sie hörte seine Schritte. Sie stand auf, sie trocknete heimlich das Auge. Sie kam ihm mit einem wehmüthigen Gesicht entgegen. Sie sah ihn an; dann schlug sie die Augen nieder.

„Ich bin an Ihrem Boskett hingegangen, Jakobine," sagte er — „es geht zu Grunde."

„O mag es! mag es! ich will es nicht wiedersehen. Ich mag nicht an die schönen Stunden erinnert werden. Sie sehen es heut zum ersten Male."

„Nein, ich habe es recht oft besucht, ehe Sie hier waren."

„Das glückliche Boskett!" Aber ihr Herz war voll Triumph. Er hatte ihr Boskett besucht; das wußte sie schon von dem Gärtner.

Nun standen sie Beide auf der Höhe. Robert sah hinauf und hinab. Er ging; sie neben ihm her. Sie verwirrte sein Nachdenken durch Fragen, durch feine Erinnernngen an diese schöne Stunde, an jene, die sie gehabt hatten.

Sie setzten sich Beide auf eine Bank; er nahm ein Papier hervor, worauf er etwas zeichnete. Sie öffnete dann ihr Körbchen, und brach-

te ein Frühstück hervor. Sie bot ihm; er nahm. Diese kleinen Vertraulichkeiten — o ihr Herz schlug vor Freude! — brachten in seine Stimme den alten Ton; aber doch am Ende einer Stunde nichts weiter. Er kam immer wieder auf ihren Plan zurück, die Höhe zu verschönern.

Sie führte ihn, auf zufälligen Umwegen ans Bosket. „Da ist es," sagte sie, sich abwendend von ihm und dem Bosket. „Da ist es!" Sie ging vorüber. Er folgte ihr freundlich.

Er liebte sie noch, das sah sie; aber er wollte nicht reden, das glaubte sie. Ihrer Mutter Rath fiel ihr ein. „Ich wollte, Sie hätten die Bekanntschaft mit einem Grafen Schmerzing gemacht!" hob sie mit zitternder Stimme an; dann brach sie wieder ab, weil er nicht antwortete. Sie fing wieder an von seinem Witze, von seiner Liebenswürdigkeit.

„Jakobine," sagte er ernst — „man kann sehr witzig, sehr liebenswürdig sogar seyn, und doch sehr verächtlich."

Da hatte sie ihn ja. „Das kann man, sagte sie — „aber mit Schmerzing ist es doch anders."

„Desto besser für ihn."

„Er hatte die Achtung Aller, in gleichem Maaße."

„Aller? Aller? Ich kenne diese Achtung, Jakobine!"

„Glauben Sie mir, dieser Graf Schmerzing machte eine Ausnahme. Dieses schöne Feuer, mit dem er redete, diese wahrlich edle Haltung —"

„Bei dem Tanzmeister richtig bezahlt."

„Seines Charakters."

„Sie lernten ihn kennen?"

„Wohl lernte ich ihn kennen. Er war unser Hausfreund. Er war —" sie schlug die Augen furchtsam nieder — „meine Mutter protegirte ihn sehr."

Hier ergriff Robert Jakobinens beide Hände. Das hatte er noch nicht gethan. „Jakobine," sagte er stark: „Glauben Sie mir, es ist kein anderes Glück, als einfache, reine Güte. Es ist kein anderer Charakter edel, als der Tugendhafte. Ich kenne ja diesen Witz!"

Das gesagt, mit diesem Feuer, füllte ihr Herz mit der Gewißheit ihres Sieges über sein Herz. Aber sie mußten sich trennen; der General kam dazu. Er bat Robert zu einer Jagd. Robert nahm sie an für den andern Tag.

„Siehst du," sagte die Mutter, nachdem Jakobine erzählt hatte — „siehst du, das sind die Angeln, die wir haben, wenn Thränen nicht mehr

ausreichen wollen.“ Jakobine wurde recht muthig.

Sie ging mit auf die Jagd. Robert war traurig. Er kam immer wieder darauf zurück, daß Tugend mehr werth sey, als die glänzendsten Eigenschaften, welche die Welt liebt. Sie nannte den Namen Schmerzing. Sie brachte ihren Vater drauf. Als der Vater den Sieg in Jakobinens funkelnden Augen las, dachte er: „O Ihr Weiber! aber er bestätigte die Liebenswürdigkeit Schmerzings; Robert wurde trauriger, und Jakobine mit jedem Augenblicke froher.

„Jakobine,“ sagte dann der Jüngling — „es thut mir weh; aber Sie sind mit diesen Grundsätzen auf dem Wege zum Elend. Glauben Sie mir!“

„Das meinte ich nicht;“ sagte sie — „er ist liebenswürdig; aber ich liebe ihn nicht.“

„Das mein' ich nicht, Jakobine; ich meine Ihre Grundsätze. Wenn Sie ihn liebten: o Himmel! dann! dann!“ Er schwieg.

Sie lächelte. „Auch lieben Sie ihn. Sie werden ihn lieben;“ hob er wieder an — „o das habe ich vorausgesehen; aber es thut mir weh!“

„Daß ich ihn liebte?“

„Daß Sie ihn lieben müssen, daß Ihnen die Liebe nicht mehr ist, nie mehr war, Jakobine, als eine glückliche Minute.“

„Sie war mir mehr! Daß sie mir nicht mehr das ganze Glück meines Lebens ist, wer ist Schuld daran?“ sagte sie weinend.

„Wieder Ihre Grundsätze, liebe Jakobine! O ihr Glück ist noch immer der schönste Traum meines Lebens! Könnte ich für Ihr Glück sterben! O, ich habe dem Grabe nahe gestanden, Jakobine, recht nahe! da gab ich alles auf, da wollt' ich nichts mehr, nichts, als — gut seyn! O, Sie sollten nur glücklich seyn; das war noch der stille schmerzliche Wunsch meines Herzens.“

„Ich liebe den Grafen nicht, Robert;“ rief sie laut.

„O, das ist's ja nicht, was ich meine. Ich wünschte, Sie liebten ihn so, wie ich Sie geliebt habe. Das ist's! das ist's! das ist's, was ich meine, was ich wünsche. Dieser Graf Schmerzing —“

„Mein Gott, Robert, ich hasse diesen Grafen. Ich hasse ihn.“

„Sie hassen ihn? Jakobine! Jakobine! Unbegreiflich! Habe ich auch verlernt, Sie zu begreifen? Sie hassen einen Mann, den Sie mir

als den liebenswürdigsten, als den edelsten Mann geschildert haben?"

Jakobine zitterte vor dem Ernste Roberts. „O Robert!" rief sie auf einmal — „Robert, wo ist jene alte schöne Zeit?"

„Auf immer verschwunden, Jakobine! wie ein süßer Traum, wenn das reine, gewisse Licht des Lebens ins Auge dringt."

„Verschwunden, wie ein Traum?" fragte sie bestürzt. „Unsere Liebe?" setzte sie zurücktretend hinzu.

„O, das hätte ja einem ehrlosen Mann sogar der Anstand geboten! Zweifelten Sie daran? das Wort Betrüger lehrte mich, wie lange Sie mich getäuscht hatten."

„Und das können Sie nicht der Noth verzeihen, der Verwirrung, in der ich war?"

„Ist Liebe nicht der Bund, in Noth, in jeder Noth fest zusammen zu stehen? Jakobine, wie konnten Sie sich selbst so täuschen?"

„Sie hörten also auf, mich zu lieben?" fragte sie sehr ernst.

„Ich hörte auf, Sie zu lieben," sagte er sehr ernst. „Die Liebe ist das einzige Gut des Lebens; darum muß sie ganz unentweiht bleiben."

Jakobine, ergriffen von Schmerz, noch mehr von gedemüthigtem Stolz, ging nach Hause.

Sie fiel ihrer Mutter in die Arme. „Ich bin abgewiesen!“ sagte sie schmerzlich. „Ich gebe dem Grafen Schmerzing meine Hand.“

„Wir wollen ihn kommen lassen,“ sagte die Generalin, noch hoffend. Jakobine wünschte es. Die Generalin schrieb dem Grafen. Er kam. Jakobine, geschmückt wie eine Königin, hing in seinem Arme, und ging so triumphirend vor Robert vorüber. Sie ritt mit dem Grafen, sie fuhr mit ihm.

Der General erstaunte. Bernhard und Reinhold erstaunten; die Großmutter schalt. Robert und Anne waren ruhig. Bernhard suchte den General auf. „Die Verbindung der jungen Leute, Ihre Exellenz, ist vorbei; aber nicht unsere. Das bitte ich Sie zu glauben.“

Der General sah ihn stolz an. „Mein Herr!“ sagte er — „auch unsere ist vorbei. Machen Sie, was Sie wollen!“ Er drehete ihm den Rücken zu. Sein Stolz war empört. Er sah in Strauchs Pachtung ein Mittel, sein Vermögen zu retten. Er reiste ab.

Der Winter ging hin; Robert war ruhig und glücklich. Jakobinens und Schmerzings Verbindung wurde erklärt in der Hauptstadt. Der erste Februar näherte sich.

Der erste Februar.

„Willst du mit nach Walen?“ fragte der General Jakobine.

„Ja wohl,“ rief sie, hoch erröthend — „Auch Schmerzing soll mit uns.“

Sie fuhren dahin. Jakobine, die reizende Jakobine — sie lächelte ihrem Bilde im Spiegel mit dem ganzen Stolze ihres Ranges zu — war als Braut im höchsten Schmuck. In ihrem Haare blitzte eine Blume von Brillianten, an ihrem Busen hing das Gemälde ihres Bräutigams, in kostbare Steine gefaßt. So, in der stolzesten Stellung, auf den Grafen sich lehnend, auf dessen Brust ein Orden schimmerte, stand sie da, den kalten Blick auf die Flügelthüre richtend, durch welche Masbachs eintreten sollten.

Der General stand da mit der Uniform und seinen Orden, neben ihm seine stolze Gemahlin, die Rache für alle Beleidigungen der Masbachs in einem verächtlichen Blick zusammenfassend. Die ganze Familie im höchsten Schmuck, Alle lächelnd des närrischen Tages.

Da flogen die Flügelthüren auf, und herein trat Bernhard. Erstaunen ergriff sie Alle. Er trat herein in der kaiserlich-österreichischen Uniform, mit dem großen Theresienkreutze auf der Brust, an seiner Hand die Mama, die sich noch immer nicht von dem Schrecken erholen konnte,

den sie hatte, da der alte, kleine, hagere Bernhard aus seinem Kabinette zu ihr in das Zimmer trat, in seiner Uniform.

„Gott! mein Erlöser!“ schrie sie vor Schrekken — „was wird dies?“

„Das sollen Sie auf dem Schlosse hören, Mama. Sie sollen hören, daß ich einen ehrlichen Namen habe. Kommen Sie!“ — Er nahm ihre Hand.

„Vater!“ sagte Robert, flehentlich bittend — „sollen sie uns denn zuletzt hassen?“

„Ich gebe dir mein Wort: sie sollen uns lieben. Folge mir!“ Die Mama fragte unterwegs tausendmal, aber Bernhard schwieg.

Der ganze Saal stand voll Bildsäulen, als Bernhard vortrat. Ihm folgte Anne, einfach gekleidet, in schlichtem Weiß. Robert, mit einem zärtlichen, sanften Blick schloß den Zug.

„Das ist er!“ rief eine Stimme hinten hervor. Ein alter Mann drängte sich in einem einfachen Rocke vor, und bückte sich vor Bernhard tief, sehr tief. „Er ist mein Wohlthäter! der Senior unsers Hauses, der Feldmarschall-Lieutenant Walen.

Bernhard ging zu dem General, der immer mehr erblaßte, und sagte: „Mein liebster

Neffe! meines theuren Bruders Sohn! Komm an das Herz deines Oheims! Ich habe dich ja immer geliebt!"

Da sank der General in seine Arme, bestürzt, doch aber vertrauend der Versicherung seines Oheims.

Stolz richtete sich Bernhard wieder empor. Er sah seine Familie rings um an. „Betty!" rief er — „meine gute Betty!" Da warf ein Fräulein sich vor ihm nieder. Da stürzten mehrere hinzu, denen er aus seiner Verborgenheit wohl gethan hatte. „O, ich liebe Euch alle!" rief er freudig. — „Hier ist meine Tochter, Anne von Walen, und hier ihr Mann, mein Sohn, mein adoptirter Sohn, Reinhold von Walen, genannt Masbach, und hier mein Enkel, Robert von Walen, genannt Masbach!"

Hier wendete sich Bernhard mit einer grossen Bewegung an das Gemählde im Eßsaal. Er rief mit ausgebreiteten Armen: „Mein edler Ahnherr! ich habe dein Testament erfüllt, deinen edlen Sinn des Testaments. Sieh, hier steht deine Enkelin, aus deinem Blut, edler Eberhard! Meine Anne! sie hat einem Masbach gelohnt, was dein Freund für dich that. Gesteh, Reinhold, gesteh!"

Da schlug Reinhold die Arme um Anne.

„O!“ rief er — „sie, Anne hat mich unbeschreiblich glücklich gemacht.“

„Sieh, hier steht ein Enkel aus deinem Blute und aus deinem, du, meines Ahnherrn Freund im Leben und Tode! Hier steht er, edel, wie du, jeden Augenblick deiner That fähig! Hier steht er, Robert! In seinen Adern rollt das Blut der Freunde vermischt. Eure Namen sind in ihm vereinigt. Er heißt Walen, genannt Masbach. O!“ — hier wendete er sich zu der Gesellschaft — „o, das war meiner Jugend schöner Wunsch, den Masbachs zu vergelten, was sie uns thaten. Da warf der Zufall — da warf Gott einen Masbach auf meinen Weg. Reinhold, Dich! Da schloß die Liebe Eure Herzen zusammen, und ich legte meiner Tochter Hand in deine. Das Testament ist erfüllt. Dies ist der letzte erste Februar, den wir hier feiern müssen, aber der erste, den die Liebe feiert, den sie immer feiern wird, so lange noch ein Walen und ein Masbach lebt.“

Er war unbeschreiblich gerührt. Jetzt hob er wieder an: „Ich war unglücklich! das wißt Ihr. Mein Weib, das in der Welt gebildet war, brach ihre Treue und mein Herz. Sie starb!

Sie hinterließ mir Anne. Da beschloß ich, mein Kind in der Verborgenheit zu erziehen, für die Tugend, für die Liebe, für die Treue. Da

konnte nur die Verborgenheit sie beglücken. Ich fand meine Ruhe wieder, das Glück wieder, ich und Walen, in den Armen der Masbachs."

Er schwieg jetzt. Er schwang seine Arme um Anne, und Reinhold um Robert.

Eine Todtenstille.

Da trat der General zu Bernharden, und sagte: „Dieses Haus, mein edler Oheim —"

„Ist mein, und du bist mein Gast heute und dort Roberts Gast. Aber ich habe dir noch etwas zu sagen. Er nahm ihn in ein Zimmer allein. Da entstand eine Stille; die Generalin allein fühlte etwas höchst bitteres. Jakobine sah auf einmal, auf welchem Wege sie ihr Glück verfehlt hatte; sie ging zu Annen und warf sich ihr sanftweinend an den Busen.

„Mein Kind!" sagte Anne — „meine geliebte Tochter!" und drückte sie tröstend an ihre Brust.

Da kam Bernhard mit dem General zurück. In des Generals Augen schimmerte eine schöne Rührung, eine hohe Freude. „O großmüthigster aller Menschen!" sagte er im Hereintreten.

„Pst!" sagte Bernhard. Da nahm der General Anne, dann Reinhold, dann Robert an seine Brust, mit aufrichtiger Zärtlichkeit.

Dann flüsterte er seiner Frau etwas ins Ohr. Sie flog auf Bernhard los.

„Meine theure Nichte!“ sagte er — „Ich habe Sie immer geliebt; und besonders dich, meine Jakobine!“ Sie fiel erblaßt an seine Brust; aber dann, sich erhebend über ihren Schmerz, führte sie den Grafen Schmerzing auf Bernhard zu, und kündigte ihn als ihren Verlobten an.

„Herr Graf,“ sagte Bernhard — Sie erhalten in Jakobinen einen schönen Edelstein. Daß sie eine sehr reiche Parthie ist, nach einem andern Testamente, das hat selbst ihr Vater nicht gewußt. Es freut mich, daß Ihre Liebe, Herr Graf so belohnt wird. Wahlhausen ist Jakobinens Brautgeschenk. Sie kennen das reiche Gut, Herr Graf! Sie haben Ihr Gut in der Nachbarschaft.“

Jakobine hörte es nicht. Sie trat mit ungewissem Schritte zu Roberten, und sagte zitternd: „Mein Cousin!“

„Die schönste Hoffnung meines Lebens, Jakobine, ist ihr Glück.“ Er drückte ihre Hand an seine Lippen. Sie ging zu dem Grafen, der ihr sein Glück bekannt machte.

Man ging zu Tische. Der erste und lezte Februar war vorüber. Der General erhielt Walenreich bezahlt von seinem Oheim. Jakobine er-

hielt Wahlhausen. Sie gab dem Grafen, sobald sie von Walen weg waren, ihre Hand, und sie genoß, unter den Freuden der Hauptstadt, recht angenehme Tage. Ihr Mann liebte sie, ein Kind knüpfte das Band zwischen den Herzen der Gatten fester.

Da kamen Beils, und fanden dann endlich die überglückliche Großmutter auf dem Schlosse, in dem Speisesaale, unter dem Gemählde. Sie erstaunten; nur Beil, der alles gewußt hatte, lächelte. Sophronia stand da mit pochendem Herzen.

Da trat Robert ins Zimmer. Alle hefteten sie die Blicke auf den Jüngling. Er trat auf Sopronien zu, und mit dem Lächeln einer heiligen Liebe und mit einem gewaltsamen Schluchzen, faßte er Sophroniens Hand, und rief: Hier ist die Geliebte meines Herzens, meines glücklichen Lebens, meiner frohen Seele! mein Weib!"

Da sank das Mädchen an seine Brust, überwältigt von Liebe und Hoffnung; aber schnell richtete sie sich wieder empor, und rief: „Jakobine, Robert!"

„Die hat den Grafen Schmerzing geheirathet," antwortete die Mama — „Und wir haben ihr Wahlhausen geschenkt."

„Pst!" rief Bernhard.

„Aber," fuhr Robert fort — „wäre sie auch nicht Gräfin Schmerzing. Sophronia, es wäre eben so! Mein Herz konnte nur Dich lieben, du Reine, du Treue! Jene Liebe war ein Traum, ein betäubender Traum. O ich habe geschwiegen; aber glaube mir, meine Sophronia, ich habe an nichts, als an dich gedacht, und an diesen Augenblick." Er sank zu ihren Füßen. — „Ich liebe dich, Sophronia, jetzt mit einer Flamme, die heißer brennt, als jene unreine Flamme. Ich würde das Leben hassen, wenn du nicht mein würdest."

Da sank sie an sein Herz, und glaubte seinen Thränen. Und sie wurde sein Weib; und seine Liebe war rein und himmlisch, und sie liebten sich mit jedem Tage mehr, und wurden mit jedem Tage glücklicher.

Und da nach Jahren Jakobine Roberten besuchte, fand sie ihr Bosket so erhalten, wie es war, als Robert sie noch liebte. Sophronia erhielt es so. „Ein süßes Andenken," sagte sie — an Roberts reinste Freuden. Denn Ihr Glück, Jakobine, ist noch der schönste Wunsch seines Lebens."

Die Mama betrachtete oft das Gemählde im Speisesaal. Sie sagte dann lächelnd: „Der

Masbach that viel für den Walen da; aber, soll mir Gott helfen! die Walens habens wieder gut gemacht!" und dabei drückte sie Bernhards Hand an ihre Brust, die so froh war, daß sie doch auf dem Schlosse der Walens wohnte.

Ende des dritten und letzten Theils.

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Das Testament

Bd.: 3

Stuttgart 1810

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.461-c(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721428-6